anxa
87-B
12019

# Romantiſche Streifen

durch das rheiniſch-weſtfäliſche

# Induſtriegebiet

von

Dr Ewald Reinhard.

# Bücherei für Heimatfreunde

Band II.

## Reinhard:

Romantische Streifen durch das rheinisch-westfälische Industriegebiet

# Romantische Streifen

durch das

## rheinisch-westfälische Industriegebiet

Skizzen und Bilder von

**Dr. Ewald Reinhard**

❖

1.—3. Tausend.

/ 1919 /

Verlag Gebrüder Lensing, Dortmund.

Hans Freiherrn von Hammerstein,
dem Dichter von
„Roland und Rotraut“,
in verehrungsvoller Freundschaft.

# Dank.

Bei der Abfassung des Büchleins, in dem der aufmerksame Leser eine Fülle entlegenen, auch wohl neuen Stoffes finden wird, haben den Autor viele Freunde und Gönner unterstützt; besonderen Dank schuldet derselbe dem Herrn Rentner Rheinen, Direktor des Mülheimer Museums, ferner dem Herrn Rentner Arens in Essen. Weiterhin boten freundliche Unterstützung Herr Baron von Fürstenberg auf Hugenpoet, Direktor und Regens des Waisenhauses zu Steele, Se. Hochwürden Herr Rektor Bothe in Hamborn, Se. Hochwürden Herr Rektor van Acken in Gladbeck, Oberlehrer Nocke in Bochum u. v. a. Ihnen allen meinen herzlichsten Dank!

Möge das Büchlein die Liebe zur heimischen Scholle erhalten und vermehren!

**Der Verfasser.**

Der Einbandtitel wurde gezeichnet von Herb. Angell, Dortmund.

Dem Herrn Verleger Wilh. Postberg in Bottrop, der Cramerschen Kunstanstalt in Dortmund und der Kunstanstalt Hch. Koch in Essen sei an dieser Stelle gedankt für die freundliche Überlassung der Originale zu den Bildbeigaben.

**Die Verlagshandlung.**

# Inhaltsverzeichnis.


1. Haus Knippenburg bei Bottrop (Bild) . . . 7—17
2. Aus Alt-Gladbeck . . . . . 19—28
3. Schloß Horst (Bild) . . . . . 29—41
4. Das Essener Münster . . . . . 43—58
5. Schloß Borbeck (Bild) . . . . . 59—68
6. Das Waisenhaus in Steele . . . . . 69—79
7. Schloß Broich und seine Königin-Luise-Erinnerungen (Bild) . . . . . 81—93
8. Die Abtei Hamborn und ihr letzter Abt . . . 95—107
9. Karl Arnold Kortum, der Dichter der „Jobsiade" 109—120
10. Zwei Dichter über die Industrie . . . . . 121—129
11. Romantische Bilder im Industriegebiet . . . 131—140
12. De Ritter Joest von Strünkede . . . . . 141—144
13. Das Rathaus zu Dortmund (Umschlagbild) . 145—156

Haus Knippenburg.

# Haus Knippenburg bei Bottrop.

Wer vom Bahnhof Bottrop-Süd heraustritt, schaut in ein Waldstück, das eine tiefgelegene Wiese von zwei Seiten umfaßt und durch die Bäume die Umrisse eines schlichten Hauses mit einem Glockentürmchen schimmern läßt: die Umrisse der Knippenburg. Die Stätte ist geweiht durch den Aufenthalt Luise Hensels, der Dichterin des berühmten Kinderliedes: Müde bin ich, geh zur Ruh. Nach ihrem Biographen, Dr. Franz Binder, war sie mindestens zweimal hier, das erstemal im Juli des Jahres 1870 und zum andern zwei Jahre später. Luise Hensel, diese geistliche Nachtigall, weilte auf der Knippenburg als Gast ihrer einstigen Schülerin, Fräulein Antonie Devens, der Tochter des Landrats Devens auf Welheim; 1870 kam Luise Hensel, wie so oft, als Trösterin, denn Antonie Devens hatte kurz zuvor ihre Schwester ins Grab sinken sehen; bei ihrer Rückkehr nach Wiedenbrück kam sie in den Vortrubel des Deutsch-Französischen Krieges. Der zweite Besuch scheint auch der letzte gewesen zu sein.

Luise Hensel fand den Aufenthalt auf dem alten westfälischen Schlosse sehr anmutend.

Damals freilich sahen Schloß und Umgebung auch noch anziehender aus als heute, da von allen Seiten die Phalanx der Zechen heranrückt. „Malerisch auf dem rechten Emscherufer gelegen," schreibt die Dichterin in einem Briefe aus jener Zeit, „erhebt sich, von der einen Seite im Parke

verborgen, von der anderen Seite von alten Bäumen, Garten und Teich umgeben, das große herrschaftliche Gutsgebäude, das sogenannte Schloß. Es ist ein interessanter, altehrwürdiger Bau aus der Gattung mittelalterlicher Bauten der Ordenszeit, die in den Schloßbauten alteingesessener westfälischer Geschlechter zum Ausdruck gekommen sind. Alle Innenräume haben in Baustil und Ausstattung das nämlich vornehm wohnliche Gepräge, während Treppenhaus, Hauptsaal und Hauskapelle die geschmackvollen Ausschmückungen der französischen Spätrenaissance tragen. Eine große Terrasse vor dem Schlosse, von der aus man einen köstlichen Blick auf die mit den edelsten Bäumen und Sträuchern sich weit hinziehenden Zieranlagen und Teppichgärten genoß, vereinigte an den Sommertagen die zahlreiche Familie Devens bis spät in den Abend zum fröhlichen Kreise, wozu sich auch stets der Hausgeistliche gesellte, der dann beim Abendläuten der Turmglocke den „Angelus domini" vorbetete."

Auch in gebundener Rede hat Luise Hensel die Knippenburg verherrlicht. Das Gedicht lautet:

Knippenburg.

Grau ragt und ernst ein Schloß empor
Aus Fluren und uralten Bäumen,
Es öffnet sich freundlich das gastliche Tor
Zu des Hauses stattlichen Räumen.
Und die Myrte grünt und der Lorbeer rauscht
Und Orangen wehen im Winde,
Und manches freundliche Wort wird getauscht
An der grünen duftigen Linde.

Doch auf der Terrasse, auf Garten und Park
Ruht nicht aus poetisches Weben.
Es tönt das Wort durch Herzen und Mark,
Das Wort vom ewigen Leben.
Denn wenn die Glocke des Turmes erschallt,
Hoch über der stillen Kapelle,
Dann ist die Rede des Mundes verhallt
Wie des Baches fliehende Welle.

Wer heute auf der Knippenburg noch jene Poesie der Henselschen Verse sucht, wird sich nicht wenig enttäuscht finden; zwar stehen noch Haus und Hof, und um die alten Gebäude rauscht noch wie vormals der Wald, allein nach dieser Richtung hin hemmt den Blick ein Bahndamm, nach jener eine Reihe eintöniger Häuser.

So versuchen wir es mit einem Gange durch das Schloß; wir treten in den Hofraum, den die Wirtschaftsgebäude umsäumen; da liegt auch gleich die eine Flügelseite der Knippenburg, an deren Fuß dereinst das Wasser des Burggrabens plätscherte. Und dann erschauen wir die breite Terrasse, von der Luise Hensel schwärmt. Sonst ist nichts Hervorstechendes an dem ganzen Gebäude, nichts als graue Wände, durch einfache Fenster gegliedert. Desto köstlicher ist die entzückende Ruhe, die uns hier empfängt. Und wenn man am hellen Frühlingsabend an der Rampe steht und in die Blütenpracht des Gartens hineinschaut, dann mag einen ein wehmütiges Gefühl überkommen beim Gedanken daran, daß wohl bald dies idyllische Fleckchen Erde verschwinden wird.

Die Tür steht auf; ein bißchen Märchenstimmung beschleicht einen, wenn man so ganz verloren da im stillen Hausflur steht. Nach einigem Bemühen gelingt es jedoch, die freundliche Pächtersfrau ausfindig zu machen. Sie macht uns zunächst auf das hübsche Treppenhaus aufmerksam; die Treppe ist von einem ziemlich einfachen Holzgeländer eingefaßt und windet sich bis unter das Dach. Aber was ist das? Dort oben unter dem schrägen Dache geht das Geländer noch weiter, und ein Mann — wahrhaftig ein Mann schaut dort gemütlich herunter. Er stemmt die Arme auf das Geländer und hält eine Laterne in der Hand. Aber siehe: er ist nur gemalt. Die Frau läßt mich den überraschenden Eindruck erst verarbeiten und erzählt mir dann, nach der Überlieferung habe der Erbauer dieses Treppenhauses sich dort oben verewigen lassen; als aber der Bau vollendet gewesen, habe er sich von dort herabgestürzt. Die rechte Stimmung, um hier das Gruseln zu lernen.

Freilich, was man mir sonst noch versprochen: Rittersaal, Gemälde und dgl., davon habe ich nichts mehr gefunden. Selbst von einer Kapelle keine Spur. Nach einer mündlichen Überlieferung soll sie allerdings in einem gewöhnlichen Zimmer gewesen sein.

Unterdessen sind wir wieder im Erdgeschoß angelangt; die Frau des Pächters öffnet eines der geräumigen Zimmer, in welches die Sonne

leuchtend hineinflutet. Ein gewaltiger Kamin bildete einst den Schmuck des Raumes; heute ist nur noch das bis unter die Decke reichende Getäfel zu sehen, in welchem sich einst der Kamin befand. Auch in dem gegenüberliegenden schmucken Zimmer ist noch ein solcher Kaminverschlag zu finden.

Hier mag! — ja, da fällt mir doch allerlei ein. Unter den vielen Menschen, welche auf der Knippenburg geboren sind, ist auch ein Freiherr von Asbeck zu nennen, dessen Leben in mehr als einer Hinsicht reizvoll ist. Der kleine Klemens wurde im Jahre 1758 geboren, zu einer Zeit mithin, da das alte ehrwürdige Römische Reich Deutscher Nation noch bestand. Der trieb also in diesen heimeligen Räumen sein kindliches Spiel. Später kam der besagte Klemens von Asbeck in fürstbischöflich-hildesheimische Dienste, bis er dann im Jahre 1801 in seine Heimat zurückkehrte. Darauf nahm er Dienste im nahen Fürstentum Essen, an dessen Spitze damals eine Frau aus königlichem Geblüte stand, Maria Kunigunde von Polen. Klemens Freiherr von Asbeck wurde Obersthofmeister der Fürstin und verblieb in diesem Amte bis zur Vernichtung der Selbständigkeit Essens.

Ganz besonders köstlich ist jedoch die Geschichte von der Liebe dieses Freiherrn von Asbeck; denn auch dieser freiherrliche Hofbeamte wurde von dem Pfeile Amors erreicht. Es war im Jahre 1801, als

er nach Essen übersiedelte; da befand sich Klemens von Asbeck in der alten Bischofsstadt Paderborn. Die Stadt wimmelte zu jener Zeit, wie viele Orte des westlichen Deutschlands, von französischen Emigranten. Der fremde Baron wollte nun — aus welchem Grunde ist gleichgültig — zu einem dieser französischen Vertriebenen, und zwar zu einem Marquis von Ghistelles-St.-Floris. Herr von Asbeck setzt den Drücker in Bewegung, aber siehe! statt der ehrwürdigen Gestalt des Marquis öffnet ihm eine reizende Jungfrau, errötend und schamhaft; denn die junge Dame hat die Ärmel in die Höhe gestreift, und ihre Hände sind über und über voll von Seifenschaum. Wie aber erstaunt der Besucher erst, als er erfährt, daß die liebliche Wäscherin niemand anders ist als die Tochter des Marquis. Ferdinande Marquise de Ghistelles-St.-Floris war damals erst Anfang der Zwanziger, aber sie berückte das Herz des deutschen Edelmannes, der damals schon vierzig Jahre zählte, derart, daß er sie ganz ernsthaft zur Gemahlin erkor. Freiherr von Asbeck fand Erhörung, und so wurde die schöne Emigrantin seine Braut; wir besitzen noch die überaus anmutigen Briefe, welche Asbeck an die Geliebte schrieb, und ersehen daraus, aus welch herrlichem Edelholze die beiden geschnitzt waren.

An dieses Menschenschicksal dachte ich in der Knippenburg. Entschwundene Zeiten! Wer weiß heute im geräuschvollen Essen noch vom letzten

Obersthofmeister der Fürstäbtissin? Nicht einmal der Name ist mehr bekannt.

Im Jahre 1838 ist der ernste Mann zu den Vätern heimgegangen; auf dem alten Essener Friedhofe hinter dem Hauptbahnhof habe ich oft an seinem Grabe gestanden und mich in die frühere Zeit des Stiftes zurückgeträumt.

Mittlerweile sind wir in das Erdgeschoß hinabgestiegen; nur spärliches Licht fällt hier herein; man sitzt allda wie in einer Kasematte. Aber gemütlich ist es doch auch wie in einer Kasematte, namentlich einer Hackländerschen. Der Pächter nimmt sich eine Pfeife und rückt seinen Sessel an eine Säule, welche das Gewölbe trägt. In dem Garten draußen steht alles in Herrlichkeit; doch dann fesselt mich die Erzählung des alten Herrn. Er erzählt nichts aus der Zeit des Mittelalters, weiß auch vielleicht gar nichts von dem Ministerialengeschlecht, welches im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts sich „von Knippenburg" nannte, darum ist seine Unterhaltung jedoch nicht weniger interessant. Man weiß im Hause noch sehr wohl von den Asbecks, von dem Geschlechte derer von Lilien, von Professor Germain, der Hausgeistlicher auf der Knippenburg war; besser weiß man noch Bescheid, wenn von der letzten Generation die Rede ist: von Landrat Devens (gestorben 1849) und Dr. iur. Devens. Der Landrat Friedrich Karl Devens verwaltete das Landratsamt Recklinghausen von 1830 bis 1849 und

wohnte für gewöhnlich auf Haus Welheim, hielt sich aber auch oft auf der Knippenburg auf. Dr. iur. Devens hatte mit Kaiser Wilhelm II. zusammen in Bonn studiert, und der Kaiser selbst soll die Absicht gehabt haben, auf dem Landgut seines Korpsbruders einmal vorzusprechen. Dazu kam es denn freilich nicht; aber auch ohne dies ging es mitunter hoch her auf Haus Knippenburg, und manch feuchtfröhliche Gesellschaft mag da auf der Terrasse getafelt haben, manch eine „venetianische" Nacht mag da durchschwelgt worden sein.

Heute ist dieser Klang längst verhallt; die Familie Devens hat das Besitztum verkauft, und die Zeche, welche heute das Haus Knippenburg in Händen hat, wird vielleicht eines Tages aus dem denkwürdigen Schlosse ein Bürogebäude machen oder ihm gar das Todesurteil sprechen.

Der laue Frühlingsabend bricht herein; wir machen noch einen kurzen Gang durch den lauschigen Park, der von Blütenduft durchwoben ist; das Mittelstück ist zu Nutzland umgewandelt, links dehnt sich ein kleines Wäldchen aus, in dem deutsche mit amerikanischen Eichen gemischt sind; weiter hinaus ist noch ein dünner Flor von Bäumen, rechts drüben prangt ein Baumgarten in zartem Grün, und dann erspähen wir schon wieder den grünen Teich mit den putzigen Enten. Wir sind am Ende; der Pächter macht uns noch auf seine schönen Magnolien aufmerksam und auf sein fünf Tage altes Fohlen; er

läßt uns auch noch einen Blick in den von einer hohen Mauer umfriedigten Nutzgarten tun, dann müssen wir scheiden. Eben ziehen die bunten Entchen im Gänsemarsch heim, und die Pferde werden hereingebracht — ein Bild friedlichen Landlebens, aber draußen heulen die Sirenen, und die Lokomotiven pfeifen . . .

# Aus Alt-Gladbeck.

Als ich im Jahre 1911 längere Zeit in Gladbeck weilte, entstand unter einigen gleichgesinnten Männern ein eifriger Meinungsaustausch darüber, ob man nicht über das alte Gladbeck etwas in Erfahrung bringen könne, und ob man nicht überhaupt weitere Kreise mit dieser Angelegenheit betrauen solle. Der Mann, der als kenntnisreicher Führer in diesen Fragen sofort tonangebend erschien, war der kunstsinnige Rektor van Acken; eine ausnehmende Befähigung, seine klar durchdachten Ideen ohne Gepränge durchzusetzen, haben ihn dann späterhin geradezu zum Mentor der Kunst in Gladbeck werden lassen; denn nicht allein der entzückende Ausbau des Barbara-Hospitals, das mit seinen gestaffelten Giebeln das schönste Krankenhaus weit und breit ist, sondern auch der Neubau der herrlichen Barockkirche in Zweckel sowie die Errichtung der eigenartigen Rundkirche in Butendorf sind mehr oder minder das Werk des kunstbegeisterten Priesters.

Beim Suchen auf dem Pfarrboden entdeckte Rektor van Acken nun eines Tages ein Büchlein, welches einen unerwarteten Einblick in das Leben des alten Gladbeck gewährte, nämlich Aufzeichnungen des Gladbecker Vikars Johannes Liphausen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. An stillen Sommerabenden saß ich da oft bei dem glücklichen Finder; aus den Zeilen des unscheinbaren Bändchens stiegen vergangene Zeiten vor uns auf,

und wir dachten uns zurück in das Leben und Treiben jener kleinen Landgemeinde, die Gladbeck damals war.

Auf der Stelle, wo heute die mächtige Lamberti-Pfarrkirche sich erhebt, stand ehedem das Dorfkirchlein, das die Bewohner der Gemeinde zum Gottesdienste vereinigte; kein Bild vermittelt uns einen Eindruck von diesem ältesten Gottestempel, nur die pietätvolle Phantasie des Konfraters von Liphausen hat uns einen Einblick in dieses Gladbeck des 30jährigen Krieges und seine Vikarie zu verschaffen gewußt. Rektor van Acken hat nämlich seinen Fund zu einer reizvollen, Raabes Darstellungskunst atmenden Geschichte verwoben, welche in den „Gladbecker Blättern für Orts- und Heimatskunde" erschienen ist.

„Denk dir," heißt es da, „mein Freund, du gingest im Monat Augusto etwan des Jahres 1630 von der Kirchen zu Gladbeck aus gen Osten. So siehest du nach wenigen Schritten ein geringes Haus und eine Scheuer darneben. Das sind die Vikariengebäu. Schauest du durch das Loch in der Strauchhecken und unter der Eichen- und Buchenbelaubung das Strohdach meiner Behausung? Und die weißgekalkten Wände, so von eichenen Balken getragen und durchqueret sind? Aus dem Schornstein steiget der Rauch auf, mag denn wohl meine Schwester Gertrud sich eben dem Pfannkuchenbacken hingeben. . . . . Derweilen schreiten wir näher herzu

und kommen an Hecken. Nu kannstu in den Baumgarten treten, darinnen Äpfel, Birnen und Backpfläumlein gedeihen." Nach unseres launigen Erzählers Annahme hat der Vikar auch drei Kühe auf der Weide, ein Rößlein und etliche Immenfässer, und endlich braute sich der wackere Klerikus in seiner „Back- und Brauhütte" ein Doppelbier, „das taxierst du schier als wie ein Nektar von Ganymedis Hand kredenzet." Die Bewohner des Kirchspieles saßen auf ihren Kotten, bewirtschafteten ihren Acker und hüteten ihr Vieh.

Das war denn ein beschauliches Dasein; aber dann kam die Kriegsfurie, und wer nicht gerade in einem festen Schlosse wie etwa in Horst saß, der mußte sich schon gefallen lassen, daß ihn die wilde Soldateska hart anließ. So berichtet der treffliche Vikar Liphausen, wie der Braunschweiger ins Vest Recklinghausen einfiel und Dorsten heimsuchte. Jahre hindurch ging es dann gut, bis Anno 1633 die Hessen ins Land einfielen; im Jahre darauf waren sie wieder da und trieben dem Bauer sein Vieh fort und nahmen ihm seine beste Habe weg. Da brachen sie denn auch bei dem guten Vikar ein; der bewirtete die Eindringlinge, so gut er konnte, als die bösen Kriegsvölker aber seiner Schwester nachstellten, kam es zu üblen Händeln. Dem armen Gottesmann wäre es schlecht ergangen, wenn nicht ein Trupp Kaiserlicher urplötzlich zu Hilfe gekommen

wäre und außerdem ein guter Gladbecker: Rütger, der Sohn des Linderbuschbauern.

Des letzteren Hilfe war freilich etwas eigennützig; denn er hatte sich in des Vikars tüchtig Schwesterlein verguckt, und am Ende hat er sie denn auch mit dem Segen der beiden Eltern heimgeführt. Kaum hatte man diesen Schrecken verwunden, so kam im Jahre 1635 ein noch schlimmeres Übel, nämlich die Pest. Da fand denn im schlichten Dorfkirchlein ein feierliches Amt statt, damit Gott die Gemeinde verschonen möge, und die Vorsichtigen kälkten die Wände neu und räucherten die Wohnungen aus, aber die Heimsuchung kam doch, und auch des frommen Vikars Mütterlein wurde hinaus auf den stillen Friedhof getragen.

Dann gab es wieder ein paar Jahre Ruhe, und die Bauern atmeten wieder auf. Indessen raste aber draußen immer noch die Kriegsfurie, und mit einem Male schwang der Krieg auch über die stillen Dörfchen des kölnischen Vestes seine Geißel. Da mußte denn der arme Vikar bös Haare lassen; laut seiner Aufzeichnung in dem Haushaltungsbuche zahlte er von 1641—1643 nicht weniger als 110 Reichstaler. Da ward Schmalhans Küchenmeister. Und wie es bei den Leuten aussah, davon erfahren wir gelegentlich der Ernennung Liphausens zum Pfarrer von Gladbeck (1648), waren doch damals nur noch 500 Kommunikanten da, während es vor

der schrecklichen Kriegszeit ihrer fast doppelt so viele gewesen. Und viel Not und Elend hauste mit den Bauern unter einem Dache; am schlimmsten aber stand es mit den Seelengärten der Menschen. „. . . also roh sind sie im Umgang mit der Soldateska geworden," meint ihr geistlicher Gärtner, „also unverschamt mit Reden und Gebaren, daß man möchte weinen ob der vergessenen Zucht, welche vormalen das Landvolk in Gottes Augen so fürnehm gemacht." Aber dann kam der 28. Oktober; der Herr Pfarrer von Gladbeck schritt selbigen Tages gerade über die Straße. Da sah er einen Trupp Reiter daherſprengen, und einer schrie ihm ein Wörtlein zu, das ihm süßer und lieblicher schien als Zimbeln- und Schalmeienklang. „Das Wort hat „Friede" geheißen." Aber erst als die fremden Reiter ein gestempeltes und versiegeltes Schreiben vorwiesen, worin von dem zu Münster und Osnabrück erfolgten Friedensschlusse die Rede gewesen, hat man ihnen geglaubt: so sehr war jenem armen Geschlechte der Gedanke an den Frieden aus der Vorstellung geschwunden.

Aber für das arme Kirchspiel Gladbeck und seinen geistlichen Hirten kam noch ein hartes Nachspiel; denn zwei Jahre hindurch mußten sie noch hessische und schwedische Truppen unterhalten, dieweil es im Friedensschlusse so ausbedungen war. Da wurden denn die letzten Dinge ärger als die ersten, Geld und Gut war genau so wenig sicher

wie in Kriegszeit, und der Hilferuf an den Landesherrn blieb vergeblich.

Ja, Anno 1650 ließ der hessische General Melander sogar mehrere Geistliche als Geiseln gefangensetzen, weil von kaiserlicher Seite das Abkommen angeblich gebrochen war. Und da mußte denn auch der Pfarrherr Johannes Liphausen von Gladbeck in das Gefängnis wandern. Man schleppte ihn nach Dorsten, wo er nicht weniger als 12 lange Wochen in strengem Gewahrsam blieb. „Meine Kost habe ich zahlen müssen mit schwerem Gelde," läßt ihn sein späterer Biograph klagen, „und ob ich schon dem Herrn Kommandanten als auch hohen und niederen Offizieren etzliche Malter Haber, ferners Wein, Brandtewein und Schinken habe zukommen lassen, so ist des Verhandelns doch schier kein Ende gewesen." Und als man ihn nun endlich entließ, da harrte seiner ein neues Unglück; denn räuberisches Gesindel, wie es sich stets nach kriegerischen Zeiten in Feld und Busch herumtreibt, steckte ihm seine wohlgefüllte Scheuer in Brand.

Aber dann ging endlich auch diese Drangsal vorüber, und der Friede kam wirklich mit all seinem Glücke. Mit welchen Gesichtern muß dieses so lange gepeinigte Geschlecht den Abzug des letzten Soldaten mit angesehen haben! Mit welchem Dank wurde da jedes noch so unscheinbare Geschenk der Natur und des Friedens empfangen!

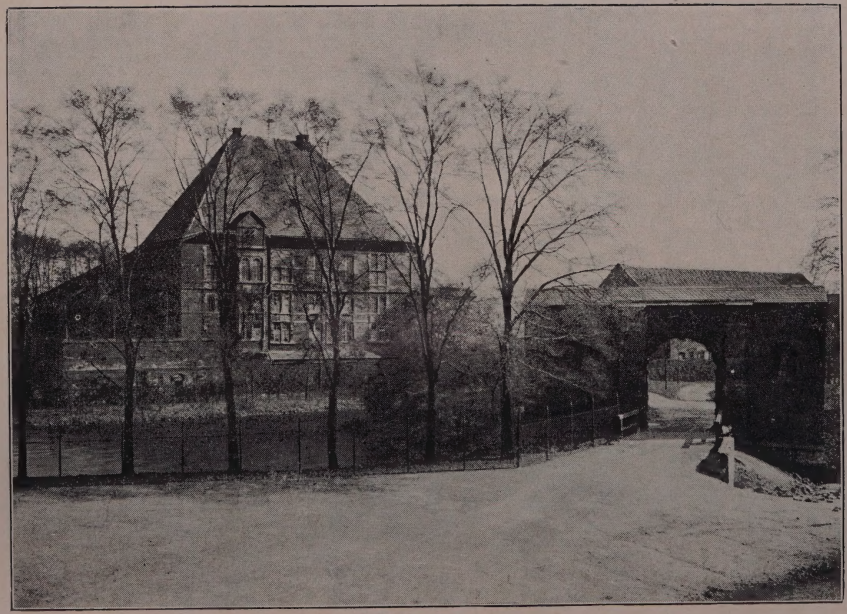
Da wuchsen denn wieder allgemach aus dem Schutte neue Häuslein, und die Saatfelder schlugen wieder ihre goldenen Wogen. Hinter den Häuserreihen des neuen Gladbeck kann man noch die Kulissen jener untergegangenen Welt sehen; da liegen noch in unberührter Abgeschiedenheit die rotangestrichenen Bauernhäuslein mit den breitästigen Eichen und Buchen ringsherum, und wenn man eintritt und sich mit diesen Alteingesessenen in ein Gespräch einläßt, dann entdeckt man in ihnen auch wohl noch dieselben Charaktermerkmale, welche uns der Vikar aus dem Dreißigjährigen Kriege so treuherzig geschildert hat. Besonders ausgeprägt scheint an ihnen ihre Frömmigkeit; man braucht nur einmal Zeuge jener herrlichen Prozessionen, namentlich am Fronleichnamstage, gewesen zu sein, um zu wissen, wie sehr diese biederen Westfalen sich gleichgeblieben sind — und der Konservatismus war ja von jeher eine hervorstechende Eigenschaft der Bewohner der roten Erde.

Sonst ist von dem alten Gladbeck noch vorhanden der Wittringer Busch mit seinem Hause Wittringen; wer da an heißen Sommernachmittagen im kühlenden Schatten des Waldesdomes wandert, bald rechts den Anblick einer gelb- und rosadurchwirkten Wiese genießend, bald links die Lichtspiele im sonndurchfunkelten Walde verfolgend, der empfindet sicherlich nicht weniger den Reiz unseres deutschen Waldes als der Wanderer im Thüringer Walde.

Und wenn man durch den malerischen Eichenhain, wo die abenteuerlichen Wurzelgestalten über den Boden laufen, nach dem Kotten einbiegt, der einem schon von weitem winkt, so gelangt man in das entzückendste Idyll eines echten und rechten Kaffeehauses, wie nur je eines im Münsterlande gefunden wird: dieses Kaffeehaus führt den poesievollen Namen „Waldfrieden".

Nicht weit davon liegt Haus Wittringen, dem Freiherrn von Vittinghoff-Scheel gehörig. Zu sehen ist daran nichts; das Äußere ist gänzlich verwahrlost, kein Turm, kein Erker, nichts von alter Schloßromantik, und das Innere ist womöglich noch trostloser. Alles, was einigermaßen Wert besaß, ist fortgebracht, und nun rinnt das Regenwasser durch die gelösten Sparren. Nur manchmal, wenn die Sonne durch die vor dem Tore stehenden Bäume blitzt und zitternde Lichtflecken auf die Einfahrt wirft, fällt es wie ein Schimmer früherer Herrlichkeit auf das alte Schloß.

Drüben aber, jenseits des Waldes, flattern die flammenden Fahnen der siegreichen Industrie und künden den Fortschritt und den eiligen Anmarsch einer neuen Zeit. Möge die alte Zeit über dem Hasten und Drängen nicht ganz der Vergessenheit verfallen!



Schloß Horst.

# Schloß Horst.

Das Schloß Horst liegt in dem gleichnamigen Industrieorte und hieß dereinst Horst im Broiche (Bruche). In dieser Sumpfgegend im Emscherbruche hausten bis in das letzte Jahrhundert hinein wilde Pferde; an Pferdezucht und Pferdehandel erinnert auch sonst noch manches in der Umgegend, so der „Pferdemarkt" in Bottrop.

Ein Schloß in der Sumpfgegend mag nicht gerade als vorbildliche Aufenthaltsstätte gelten, aber zurzeit der Schloßherrlichkeit galten andere Forderungen; man wollte vor allen Dingen sicher sein. Und der Erbauer dieses Herrensitzes war eine Persönlichkeit, welche sich durch ihre Teilnahme am politischen Leben mancher Feindschaft aussetzte. Der erste Schloßherr war Rüttger von Horst; Berater und Vertrauter des Kurfürsten von Köln, Salentin von Isenburg, wurde er von diesem zum Statthalter des Vestes Recklinghausen ernannt. Es ist hier nicht der Ort, über diese in ihrer Art bedeutende Persönlichkeit ein Urteil zu fällen; es mag genügen, die Charakteristik Klaphecks anzuführen, welcher über Schloß Horst und seine Baumeister ein geradezu klassisches Werk geschrieben hat. Klapheck nennt Rüttger von Horst „einen kleinen Macchiavelli". Das stimmt in einem doppelten Sinne. Wenn nämlich Marschall Rüttger auf der einen Seite in der Wahl der politischen Mittel nicht wählerisch war, so besaß er auf der anderen Seite doch ein feines Empfinden für Kunst, für höfisches

Leben, kurzum für alle die verfeinerte Kultur eines fortgeschrittenen Zeitalters. Das beweist vor allem sein Horster Schloßbau.

Es war im Jahre 1558, als der erste Spatenstich in Horst geschah; der Grundriß hatte die Form eines Vierecks; zur Speisung der „Gräfte" (Graben) wurde ein Zweig der Emscher abgeleitet. Die Bausteine wurden aus den Baumbergen bezogen, woher das Baumaterial für so manchen Kirchenbau in Münster und im Münsterlande genommen wurde.

Als Baumeister waltete ein Holländer, Arndt Johannsen, der aus Arnheim kam, seines Amtes; in seinem Gefolge stellten sich eine ganze Reihe von Künstlern und Bauleuten ein, so namentlich Wilhelm Vernukken aus Calcar und sein Sohn Wilhelm. Endlich beweist Klapheck, daß auch der Franzose Joist de la Court, der wohl zu den bedeutendsten Schülern Goujous gehörte, an den Bildhauerarbeiten Horsts seinen Anteil hat. Es kreuzen sich in diesem Kreise mithin holländische und französische Einflüsse; selbst in dem Grundrisse des Schlosses weist Klapheck Übereinstimmung mit dem französischer Schloßbauten nach, namentlich mit dem Plane von Ancy-le-France.

Welch ein buntes Bild muß es gewesen sein, wenn der stolze Marschall, umgeben von seinen Dienern, in den Kreis der Baumeister und Künstler trat und sich von ihnen über den Fortgang der Arbeiten und die weiteren Entwürfe unterrichten ließ,

während vor ihnen die Mauern und Gerüste immer höher wuchsen! Und wie mögen erst die Umwohner gestaunt haben, als sie dieses Wunderwerk erstehen sahen mit seinen stattlichen Türmen, mit seinen Toren und Wehren! Selbst die kleinen Herren, von der Knippenburg, von Brabeck u. s. f. konnten sich nicht entfernt eines solchen Besitzes rühmen.

Wie sah nun Horst in seiner Vollendung aus? Wer heute den Weg nach Schloß Horst einschlägt, kommt vom Amtshause Horst zunächst durch eine Gasse alter Häuser auf einen Platz von mäßiger Größe, hinter dem ein altes, stark vernachlässigtes Tor aufsteigt, hinter diesem ein bißchen Grün und endlich die etwas schwerfällige Masse eines wuchtigen Bauwerkes, das einen schloßähnlichen Eindruck macht: es ist das heutige „Schloß Horst"; im Grunde ist es freilich weiter nichts wie der Eingangs- und Dienerflügel, und nur ein phantasiebegabter Geist vermag sich nach diesem traurigen Überrest noch eine Vorstellung von der einstigen Pracht zu machen, die sich in diesem Bauwerke verkörperte. Vor dem Tore stehend, genießt man einen interessanten Blick auf die letzte erhaltene Außenseite der Burg, die selbst noch in ihrer Verwahrlosung einen gewaltigen Eindruck macht. Besonders prächtig ist der leicht hervortretende Erker, den das köstlichste Bildwerk schmückt; freilich, so manche schwungvolle Volute, so manches schöngestaltete

Gesichtsstück ist abgeblättert — das ist eben die Tücke des Baumberger Sandsteines. Wuchtig wirken auch die schmalen hochgezogenen Fenster. Am Ende dieses Flügels stand noch bis zur Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein einer der vier massigen Ecktürme, welche ehedem, wie die Grundmauern noch beweisen, das Ganze schützend umrahmten. So stellt uns auch noch eine von Greiß angefertigte Skizze vom Jahre 1850 das Haus Horst dar. Ja auch ein Teil des rechtwinklig daran anschließenden Herrenhauses ist darauf noch zu erblicken. Die Niederlegung dieser stolzen Reste soll auf eine Verfügung des Oberpräsidenten der Provinz Westfalen erfolgt sein; doch sind Akten über dieses geradezu barbarische Vorgehen bislang nicht ans Tageslicht gekommen, so daß die geheimnisvolle Angelegenheit dadurch noch an pikantem Reiz gewinnt.

Wir dringen in den Schloßhof vor; der Name gaukelt uns einen von glänzenden Arkaden umschlossenen Raum vor: Reiter traben auf prächtigen Rennern einher, während die Edelfrau auf weißem Zelter wiegend den Hof umreitet. Von draußen her aber lockt lustiger Hörnerschall und ladet zu fröhlichem Jagen. Statt dessen weiter nichts als eine fast ganz von Grün umsponnene Wand, eine verandenartige Halle und ein bißchen Buschwerk — das ist alles! Bald gewahrt man jedoch, daß die Innenwand des letzten Schloßflügels von Horst doch noch etwas von der großen Zeit des Rüttger

zu erzählen weiß; es ist fast, als hätte das Geranke nur, wie aus Mitleid, die Wunden verdeckt, welche Zeit und Unverstand diesem Kleinod der Baukunst zufügten.

Es ist eine dreistöckige Fassade, die uns entgegentritt. Die rundbogigen Fensterchen sind fast zierlich und geben dem Ganzen eine anmutige Gliederung. In dem obersten Geschosse steht auch noch im Halbrund einer der vielen Nischen eine Diana oder Juno, die letzte Statue, welche dies einst so herrliche Bauwerk schmückt.

Wenn diese geringen Reste unseren Wissensdurst stillen könnten, dann wäre nunmehr unsere Entdeckungsreise zu Ende. Allein wir versuchen es noch mit einem Gange ins Haus; wir treten in einen düsteren Hausgang und gelangen von da in die gemütlichen Renteiräume. Haus Horst wird nämlich von einem Rentmeister bewohnt, der in den Diensten des Freiherrn von Fürstenberg auf Hugenpoet steht. Die Fürstenbergs besitzen das Schloß seit dem Jahre 1706, wo es durch Kauf in ihre Hände gelangte. Die Herrschaft scheint nie einen besonderen Wert auf das Besitztum gelegt zu haben; denn das Haus, das schon damals sehr im Unstand gewesen zu sein scheint, verfiel nach und nach, ein Flügel nach dem andern sank in Trümmer, so daß im Jahre 1849 Süd- und Westflügel bereits gänzlich zusammengestürzt waren; und selbst der Prachtgiebel des Herrenhauses ward so ein

Schutthaufen. Für die Umwohner war das Trümmerwerk weiter nichts als ein Steinbruch, aus dem man sich nach Belieben zum Häuserbau versorgte. Gar manche treffliche Skulptur ist so auf Nimmerwiedersehen in irgendeiner Häuserwand verschwunden.

Stolzes Schloß, wärest du bei einer Belagerung, von Flammen umglüht, in Schutt und Asche gesunken, wie viel schöner wäre ein solcher Untergang gewesen als solch allmähliches Zusammensinken, wie viel herrlicher wäre dein Andenken, wie köstlich wäre dein Nachleben in Gesang und Dichtung!

Der freundliche Rentmeister hat sich indessen unser angenommen und führt uns nun zunächst über den Hof zu einem fast versteckt liegenden Schuppen, in welchem eine Menge von Skulpturfragmenten gesammelt sind. Leider ist der Raum so wenig erhellt, daß man nur mit Mühe Einzelheiten unterscheiden kann. Die Bruchstücke sind höchst primitiv nebeneinander gereiht, so daß man nur wünschen mag, es möchten bald Schritte geschehen, um die wertvollen Reste in einer glücklicheren Zusammenstellung und in einem lichteren Sammelraum unterzubringen. Von manchen Stücken kann man mit Sicherheit ausmachen, daß sie einen Fensterrahmen bildeten, oder einen Türsturz oder eine Kartusche, oder Teile eines Kamins, andere dagegen sind rätselhafte Ausschnitte aus irgendeinem architektonischen Kunstwerk, das für immer vernichtet ist.

Besonders wertvoll erscheinen mehrere reizvolle Köpfe, welche offenbar Porträtstudien darstellen; in dem einen Paar — es sind Büsten auf Postamenten, in der Art der alten Hermen, welche ursprünglich zweifellos an den Erkerpartien saßen — vermutet Klapheck den Erbauer des Schlosses mit seiner Gemahlin. Mit welch feiner Charakterisierungskunst sind diese Köpfe erfaßt, wie drastisch ist selbst dieser bewegte Bart zur Darstellung gebracht! Am trefflichsten erscheint ein Frauenkopf, der offenbar einen Fensterstürz bildete. Wie der Hals kühn aus dem Kragen heraustritt, wie die Nasenflügel sich bewegend blähen, wie die Augen forschend zur Seite schauen, das ist mit einer nicht gewöhnlichen Kunstfertigkeit aufgefaßt. Auch fortlaufende Darstellungen fehlen nicht. Wie ganz vom Geiste der Antike erfaßt ist z. B. die Szene aus dem römischen Zirkus, welche ehedem den sogenannten „Historienkamin" schmückte! Gar manches schöne Stück will freilich in der schlechten Belichtung nicht das rechte Leben gewinnen.

Nun geht es in das eigentliche Schloß. Wir treten wieder in den Hausgang und gelangen bald zur Rechten in den Korridor. Es ist ein recht romantischer Anblick: dieses niedrige, aber massige Gewölbe über dem hallenartigen Gang, der von der Hofseite reichliches Licht empfängt. Am Ende des Korridors zeigt uns unser Führer mit berechtigtem Stolze zwei Türen, die von feinziselierten Steinen

eingerahmt sind: die eine Tür führte dereinst in den heute nicht mehr vorhandenen Turm, die andere in das Herrenhaus. Die Türrahmen wurden erst in neuester Zeit freigelegt, weitere Nachforschungen verboten sich zunächst, da man Einsturz befürchten mußte. Wir gehen weiter und stehen nun in jener kleinen Halle, welche sich an Stelle des ehemaligen Herrenhauses erhebt. Eine kunstreich eingefaßte Tür ist das einzig Sehenswerte, was der Raum birgt. Der freundliche Rentmeister holt ein paar der Klapheckschen Rekonstruktionsversuche — auch im Essener Museum hängen etliche Wiedergaben derselben —, und nun träumen wir uns schnell in die große Zeit des Schlosses Horst zurück. Welch ein glänzendes Herrenhaus muß da gestanden haben, wo wir uns eben befinden! Eine von hohen Fenstern prächtig gegliederte Fassade, darunter weithallende glanzschimmernde Korridore und Loggien, leuchtende Treppen, und überall der Prunk eines üppig-frohen Zeitalters. Welch ein Leben mag da gewesen sein, wenn der Schloßherr den Kurfürsten empfing; denn sie sind oft und gern beieinander gewesen, der lebenslustige Fürst vom Rheine und sein Kanzler. Leider waren es meist wenig geistliche Geschäfte, die sie miteinander abzuwickeln hatten; viel öfter drehte sich ihr Gespräch um Jagd und pikante Anekdoten, und Weiberfeinde waren sie auch nicht. Wer sich von der geistigen Atmosphäre überzeugen will, in der man hier lebte,

der schaue sich nur die Liebesszenen an, mit denen man die Kamine schmückte, an denen die Kavaliere ihr heiteres Dasein verbrachten. Das ist ein Stück jener schönheitsseligen Renaissance, welche unserem guten Christentum so viel Kräfte entzogen hat.

In Schloß Horst ist heute nur noch ein einziger Kamin, die anderen sind nach Schloß Hugenpoet überführt oder nur noch in Bruchstücken vorhanden. Diesem Küchenkamin gilt unser letzter Gang; wir treten in ein überhohes Gemach, das heute als Küche dient und mit seinen zwei Stockwerke durchschneidenden Fenstern einen seltsamen Eindruck macht. Der Kamin, der einzige Schmuck des Raumes, ist ebenfalls in übergroßen (7 Meter hohen) Formen gehalten, so daß man den außer Sichtweite befindlichen oberen Teil eigentlich mit dem Fernglas studieren muß. Zu unterst befindet sich, gewissermaßen als Fries, eine höchst kunstvolle Darstellung der Auferstehung. Wie die Toten aus ihren Gräbern steigen, wie das langsam Leben gewinnt! Das ist Geist vom Wesen des Michelangelo. Darüber hat man den Blick in eine perspektivisch höchst vollendet gestaltete Renaissancehalle, welche sich auf den beiden Seiten wiederholt. Die Gliederung wird erzielt durch kräftig hervortretende Statuen, von denen die mittleren Adam und Eva darstellen. Eine Nachbildung des Moses von Michelangelo krönt die Spitze des Kamins, so

erzählt man mir wenigstens; denn für meine Augen bleibt das fragliche Kunstwerk unerreichbar.

Und dann sind wir am Ende. Vergebens forschen wir nach einem Park, nach einer Kapelle — vielleicht war die noch vor kurzem vor dem Tore stehende Kirche auf den Mauern eines alten Heiligtums erbaut —, nach den Grabstätten der früheren Schloßherren — nichts, nichts ist erhalten.

Bei einem Besuche auf Schloß Hugenpoet sah ich dann aber noch ein paar jener kunstvollen Kamine, welche Haus Horst einst zierten und sicherlich zu den köstlichsten Kleinodien dieses wahrhaften Kunsttempels gehörten. Dank dem Zugreifen der Fürstenbergs sind diese Perlen nun vor dem Untergange gesichert und verkünden wohl auch noch fernen Geschlechtern, was künstlerisches Bemühen auf westfälischer Erde geleistet. Es handelt sich um zwei mächtige Kamine, welche vormals im Rittersaale zu Horst standen, ferner um den Lotkamin, der von der sog. „Spinnstube" in Horst herabgeholt wurde, und endlich um einen willkürlich zusammenkonstruierten Kamin, der lediglich aus Stücken eines Horster Kamins besteht und auf keine Vorlage zurückgeht. Ein kleinerer Kamin gelangte durch Schenkung nach Schloß Rheinstein, noch andere, wie der „Inschriftenkamin", sind verschollen. Von den Kaminen auf Schloß Hugenpoet scheint mir der „Trojakamin" der bedeutendste. Von unnachahmlicher Kraft und Grazie ist die herrliche

Männergestalt in der Mitte des Frieses, die in der einen Hand einst ein Schwert schwang und dem Feinde entgegenschreitet. Vom „Lotkamin" erinnere ich mich des ergreifenden Auftrittes, in dem dargestellt ist, wie Lots Gemahlin zur Salzsäule erstarrt ist, während die Gefährten dem Beschauer zu fortstreben. Ich schaue mir noch ein herrliches kleines Ölgemälde an, das Schloß in der Zeit des Glanzes darstellend, und erfahre noch mancherlei Wissenswertes aus der Unterhaltung mit dem Herrn Baron: vom Rittersaal und seinen Kaminen, von den herrlichen Ledertapeten, aus denen die Leute sich Ranzen für ihre Kinder machten . . .

Schloß Horst nimmt unter den Profanbauten Westfalens einen außerordentlich wichtigen Platz ein; die Renaissancekunst hat uns hier im Norden kein Denkmal geschaffen, das sich entfernt mit Horst vergleichen ließe. Keiner der Prunkstile, auch nicht Barock und Rokoko, lag dem einfachen Sinne des Westfalen. Nirgends finden wir hier eine Prachtentfaltung, wie sie sich im Süden, und gar in Italien, allüberall auftut. Nur Schloß Horst ist ein leuchtendes Fanal aus der Welt des Glanzes in unsere nordische Primitivität. Schade, jammerschade, daß nicht mehr von ihm erhalten blieb! Auch als Denkmal wäre uns der einstige Renaissancepalast lieb und teuer geblieben, um so mehr, als er uns das Andenken an einen Charakterkopf wachhielt, an Rüttger von der Horst und seinen Herrn Salentin von Isenburg.

# Das Essener Münster.

Mitten im geräuschvollen Mittelpunkte der heutigen Industriehauptstadt Essen erhebt sich am Burgplatz die älteste Kirche Essens, das ehrwürdige Münster. Es ist nicht nur eine der weihevollsten und fesselndsten Kirchen Essens, sondern auch eines der bemerkenswertesten Bauwerke von ganz Deutschland.

Freilich, wer ein interessantes Außenbild erwartet, wird sich nicht wenig enttäuscht sehen: weder ein schmuckvolles Portal noch eine turmgeschmückte Fassade hemmt den Fuß des Beschauers. Am besten gestaltet sich eine Fernansicht noch vom Burgplatz aus. Wenn man nämlich hinter das Geländer des Kaiserdenkmals zurücktritt, sieht man die Essener Hauptkirche in ihrer ganzen Längserstreckung vor sich liegen, und eine gewisse interessante Umrißlinie tritt hervor: vorn, nach der Straße hin, der einfache hochgezogene Turm der Johanniskirche, jenseits einer kleinen Baumgruppe dann der Turm über dem Westbau mit den Seitentürmchen und endlich zuäußerst der allzuhohe Dachreiter — freilich, eine Kölner-Dom-Silhouette oder auch nur ein Stadtbild, wie man es an der Münsterkirche in Bonn genießt, wird daraus niemals.

Der Gesamteindruck der Münsterkirche wird auch wenig gewinnen, wenn der Burgplatz einmal umgewandelt wird. Ein kunstvolles Museum, ein Prachtbau von Gymnasium und Ausstellungshalle werden das ehrwürdige Gotteshaus nur weiter

verschwinden lassen. Die Münsterkirche bildete eben nur in einem kleinstädtischen patriarchalischen Gemeinwesen, wie es Essen einstens war, das beherrschende Bauwerk. Mit der Entwicklung Essens zur Industriestadt ist diese äußere Vorherrschaft endgültig vorbei. Immerhin bleibt ihr eine gewisse Geltung, solange der freie Platz den Eindruck bestehen läßt.

Man betritt die Münsterkirche in der Regel vom Burgplatze aus; zunächst kommt man in das Paradies, einen Vorraum, welcher von zwei Seitengängen malerisch umfaßt wird. Das Paradies stellt zugleich eine Verbindung der alten Taufkirche des Münsters, der an der Straßenseite gelegenen Johanniskirche, und dem stattlichen Westbau des eigentlichen Münsters dar. Der Eingang lenkt des Beschauers Blick zunächst auf ein großes Kruzifix und ist so ein gewaltiges Sursum corda, ein heiliger Vorhof, in dem die Saiten der Seele gestimmt werden sollen — ein Beweis, wie trefflich unsere Altvorderen sich auf Seelenkultur verstanden.

Ein weihrauchhauchender Duft schlägt uns entgegen, wenn wir nun die ausgetretenen Stufen hinabschreiten, welche in das Innere der ehrwürdigen Kirche führen. Hier ist es still und traulichdunkel, nur die Kerzen vor dem Marienbilde brennen knisternd und werfen heimelige Lichter auf den herrlichen Kruzifixus, welcher sein Haupt schmerzgebeugt auf die Brust senkt.

Und nun einen Schritt zur Seite, und wir genießen den reizvollen Durchblick durch das altehrwürdige Gotteshaus: prächtig schließen sich über dem Mittelschiff die hohen Gewölbegurten, bis in dem freundlich-hellen Chore Auge und Herz ihren Ruhepunkt finden; vor dem großen gotischen Fenster, welches in der Flucht des Mittelschiffes den Abschluß des Chores anzeigt, erhebt sich der Flügelaltar mit den kostbaren Bildern Bartel Bruyns d. A., davor gewahren wir am Aufgange zum Chore den Sarkophag des hl. Altfridus, des Stifters der Kirche, und den mächtigen siebenarmigen Leuchter: im ganzen ein Anblick, der nicht das Gefühl der Bewunderung erweckt, aber wohl jene stimmungsvolle Wärme, welche das deutsche Herz so gern im Tempel Gottes sucht.

In vergangener Zeit gewährte das Innere der Essener Münsterkirche ein ganz anderes Bild; es gibt z. B. einen Stich aus der Zeit des Kardinals Johannes von Geissel; da sieht man an Stelle des heute durchbrochenen Treppenaufganges zum Chor eine einfache Freitreppe, deren durchgehende Stufen viel wuchtiger wirken als die beiden Seitenaufgänge von heute. Und wie malerisch erscheinen die beiden weißen Barockaltäre vor den Pfeilern, welche rechts und links von der Treppe aufsteigen. Seit der unglückseligen Restauration von 1885 wurde dieses historisch gewordene und darum ehrwürdige Bild nun in mannigfacher Weise geändert.

Aber du schaust dich derweil schon ungeduldig um, um etwas von deiner näheren Umgebung zu erschauen; gut! Blicken wir einmal um uns!

Wir stehen in dem baulich interessantesten Teile des Essener Münsters: in dem Westchor. Über den gewaltigen drei Bogen erheben sich leicht anmutig wiederum Bogenöffnungen, welche durch schlanke Säulchen in zwei Geschosse gegliedert werden. Über diesen endlich wölbt sich die einst bemalte Kappe, welche an das Hauptschiff der Münsterkirche anschließt. Dieses Westchor gilt gemeinhin als der künstlerisch vollendetste Teil des Münsters, und mit Recht. Man kann sich nicht leicht einen ähnlich formvollendeten und geschmackvolleren Abschluß denken als dieses Halbrund mit seiner leichten Säulenkonstruktion. Welch ein Kunstsinn muß aber auch den Erbauern eigen gewesen sein! Das Westchor entstand unter der Äbtissin Mathilde; diese war niemand anders als die Enkelin des Kaisers Otto I., und damit wird auf Kultureinflüsse hingewiesen, welche im Süden ihre Quelle hatten. Wie die karolingische Renaissance, so ging auch die ottonische darauf aus, antike Vorbilder nachzuahmen; unter Karl dem Großen entstand nach ravennatischen Mustern die Palastkapelle zu Aachen, unter Otto dem Großen das Westchor des Essener Münsters. Über San Vitale in Ravenna aber weist diese ganze Richtung letzten Endes nach Byzanz. Noch stärker wurde dieser Einfluß im Stifte Essen, als

Mathildens übernächste Nachfolgerin Theophanu zur Regierung kam; auch sie war aus königlichem Geblüte; denn ihr Großvater war Otto II. Aus der Tatsache, daß kurz nacheinander zwei so hochgestellte Persönlichkeiten an der Spitze des Essener Stiftes erscheinen, mag man einen Schluß ziehen auf das Ansehen des Stiftes.

Aber ich reiße mich abermals los und kehre zur Betrachtung der uns umgebenden Bauteile des Münsters zurück. Da steht unmittelbar vor uns eine hochragende Säule; aus einem einfachen Sockel steigt der Marmorschaft leicht empor, um oben von einem reichgegliederten Kapitäl gekrönt zu werden. Es ist die Säule, die in alter Zeit ein sogenanntes Triumphkreuz trug. Nun steht die Säule ohne sichtbaren Zweck im Oktogon, nachdem sie früher hinter dem Kreuzaltar vor der Vierung einen Platz gefunden hatte.

Langsam schreiten wir den Mittelgang hinauf, bis wir vor einem gotischen Sarkophage haltmachen; er enthält die Gebeine des ehrwürdigen Stifters der Münsterkirche, des sel. Altfrid. Der sel. Altfrid war Bischof von Hildesheim und stiftete hier auf seinem Gute Astnide eine Kirche zu Ehren Unserer Lieben Frau sowie der Heiligen Kosmas und Damianus; nach allgemeiner Annahme kann das Jahr 852 als Stiftungsjahr dieser ältesten Münsterkirche gelten. An diesen Bau knüpft nun nicht allein die Entstehung des Stiftes Essen, sondern

auch die des ganzen städtischen Gemeinwesens an. Von der Kirche des sel. Altfrid ist nichts mehr weiter vorhanden als ein paar Grundmauern, allein sein frommer Geist hat den Sturm der Zeiten überdauert; denn wenn er heute wiederkäme, fände er zwar einen verwirrenden Stadtlärm, aber auch sein Gebetsheiligtum fände er wieder. So überkommt uns an dem schlichten Grabe des sel. Altfrid ein stillbeglückendes Gefühl, die Empfindung, mit den ältesten Zeugen des Christentums durch gemeinsame Anschauungen verbunden zu sein.

Zur Linken erhob sich einst das Gräfinnenchor mit einem Muttergottesaltar; in gleicher Höhe mit dem Chore gelegen, war es mit Kristallscheiben umgeben und diente den Stiftsdamen als Versammlungsraum bei den gemeinsamen Gebeten. Nun ist dieser eigenartige Einbau, obwohl er zum Kinderunterricht und zu sonstigen Gelegenheiten ganz geeignet gewesen wäre, ebenfalls der Restauration zum Opfer gefallen. Statt dessen erstreckt sich das Seitenschiff in gleicher Tiefe bis an die Umfassungsmauer, und von oben schaut die Orgel herab, die Fenster verdeckend, welche einst dem Seitenschiffe Licht spendeten. Auch die beiden Barockaltäre, welche früher zu beiden Seiten der Chortreppe standen, sind verschwunden; sie stehen jetzt ganz zwecklos vor den westlichen Pfeilern der Vierung.

Wir sind die Stufen hinangeschritten und stehen nun im Chor. Das alte Barockchorgestühl ist

wiederum beseitigt — es befindet sich in der Johanniskirche — und durch gotisches ersetzt. Über dem Eingang zur Krypta aber steht eines der wundervollsten Schmuckstücke des Essener Münsters: der siebenarmige Leuchter. Er stammt noch aus der Zeit der Äbtissin Mathilde, wie auch die Inschrift bekundet. Wie wuchtig und doch auch wieder wie gefällig wirkt dieser Leuchter; wie erst muß er im Schimmer seiner Vergoldung gewirkt haben! Denn nach einzelnen Spuren zu schließen, ließ die fromme Frau es nicht damit bewenden, geschickte Künstler, wohl aus Byzanz, zu beschäftigen, sie ließ sich auch das Geld nicht reuen und machte so doppelten Preises sich würdig. Und nun vor uns der gotische Altar mit den berühmten Bildern von Barthel Bruyn! Sie stammen aus der Zeit der Reformation, und zwar wurden sie auf Betreiben der Äbtissin Margarete von Bühlingen hergestellt. Auch sie fielen dem Barockgeschmack zum Opfer und standen bis zur letzten Restauration im Winkel, während ein riesiger Barockaltar die Rückwand des Chores einnahm. Nun ist dieser entfernt, und die herrlichen Gemälde Bruyns nehmen ihren Ehrenplatz wieder ein; gleichzeitig ist auch das große Fenster der Rückwand wieder freigeworden und leuchtet mit seiner gotischen Spitzbogenform duftig über den herrlichen Altar.

Die Gemälde Bruyns werden mit Recht als Perlen mittelalterlicher Kunst gefeiert und gehören

neben dem de Crayer in Recklinghausen und den Dünwegge in Dortmund zu den besten Erzeugnissen alter Kunst im Industriegebiet. Auf der Innenseite des Flügelaltares stellte Bruyn die Geburt Christi und die Anbetung der Könige dar; beidemal ist die Gottesmutter in ein dunkelblaues Gewand gekleidet und mit einem weißen Kopftuche versehen. Andächtig kniet die göttliche Mutter auf dem ersten Bilde vor dem hohen Kinde, während der Nährvater Joseph mit Engeln die Szene abrundet; auch der Himmel nimmt an der Freude der Erde Anteil, denn vier musizierende Engel schweben über der Gruppe und stimmen in den Jubel ein. Wie auf diesem Bilde die Köpfe der Engel von bezaubernder Anmut sind, so treten auf dem anderen besonders die hl. Könige hervor, von denen der älteste in kostbarem Gewand die Hand des Jesuskindes küßt. Überall neben voller Beherrschung von Farbe und der Form jene tiefreligiöse Empfindung, ohne die Bilder aus der heiligen Geschichte unmöglich sind.

Auf der Außenseite des Altares erblickt man die Szenen der Kreuzigung und der Beweinung Christi. Das letztere Bild hat für Essen eine besondere Bedeutung, weil der Künstler als Hintergrund das mittelalterliche Essen gewählt hat; freilich erscheint es in einer felsigen Landschaft, aber die einzelnen Teile des Stadtbildes sind auch für den Laien schnell erkennbar. Die Beweinung kann

wohl als bestes der Bruynschen Bilder gelten. Wie der starre Körper des Gekreuzigten von dem trauernden Johannes gestützt wird, wie Maria schmerzerfüllt das Antlitz des Heilandes beschaut und die große Sünderin Maria Magdalena die Hand des Toten küßt, das ist ein mächtiger Dreiklang des Schmerzes, wie er wohl technisch vollendeter, aber nicht innerlicher dargestellt werden kann. In den Figuren, welche rechts und links sich anschließen, verebben langsam die Empfindungen — bis zur vollkommenen Gefühllosigkeit des prunkvoll gekleideten Patriziers, der nur ein kühles Achselzucken für Christi Opfertod hat. Aus der ganzen Schmerzensszene aber erwächst das Kreuz, das hochgezogen in das Bild beherrschend hineinragt. Es läßt auch den fernen Beschauer den Inhalt des Bildes erraten. Über die Farben des Bildes kann man nur unter Vorbehalt urteilen, da es — wie auch die anderen — übermalt ist; im ganzen wirken die Farben auch heute noch gut: das dunkle Blau und Rot streiten harmonisch mit dem Gold und dem Blau des Hintergrundes. Bartholomäus Bruyn war ein echt deutscher Künstler, der in seinem Wesen ganz der Alt-Kölnischen Malerschule angehört, aber auch ein Mensch der Renaissance, wie die Szenerien seiner Bilder und manche reizende Engelgestalt beweisen. Freuen wir uns, daß frommer Geist in unserem Kohlengebiete solche Andachtsstätten geschaffen hat!

Neben dem Altar bemerkt man noch einen Kredenztisch in barocker Art; seine verschnörkelten Verzierungen und die geschwungenen Beine wollen so gar nicht in diese Umgebung passen. Ich aber sehe im Geiste all die Barockpracht des achtzehnten Jahrhunderts, den hohen Altar mit dem leuchtenden Gemälde des Pleumier, die Himmelfahrt Mariä darstellend, blitzende Meßgewänder, sonndurchwirkte Weihrauchwolken und über allem die sanften Wogen leisen Gebetes und ehrwürdiger Psalmenmelodien! Was Herrliches ist es doch um wahren Gottesdienst!

Aber nun übernimmt die Führung der greise Sakristan; wir steigen eine schmale Treppe hinan, welche zu dem Laufgang im Inneren des Münsters führt. Nicht lange, und eine schwere Türe öffnet sich in der Wand und wieder eine, und nun stehen wir in der goldenen Kammer des Münsters zu Essen. Ja wahrhaftig! die größte Industriestadt Deutschlands besitzt nicht allein schwarze Edelsteine und gleißendes Industriegeld, sondern auch eine der kostbarsten Schatzkammern unseres Vaterlandes. Welch ein Reichtum an Kunst, und welcher Wert in Gold und Edelsteinen! Fürchte nicht, daß ich durch eine trockene Beschreibung dir den Genuß verderbe! Gehe nur hin und laß dir durch den Mund des ehrwürdigen Hüters dieser Schätze erzählen von der Geschichte dieser Kreuze und Reliquien. Nur einiges muß ich, um der Pflicht des

Chroniſten gerecht zu werden, andeuten; als wertvollſtes Stück beſitzt die Schatzkammer zu Eſſen eine Madonna, die, aus Holz geſchnitzt, ganz mit Gold plattiert iſt; oft in früherer Zeit wurde dieſe feierliche, etwas ſtarre Madonna in der Prozeſſion zur Schau getragen. Kunſtgeſchichtlich von Reiz ſind das Auge, das in Zellenſchmelz verfertigt iſt, und der Nimbus des Chriſtuskindes, der bei Maria durch eine Krone erſetzt iſt. Aus derſelben Zeit — um 1000 — ſtammt ein Prachtſchwert, deſſen Scheide ebenfalls mit Gold plattiert iſt, und deſſen Griff köſtliche Filigranarbeit zeigt. Nach der Überlieferung wurden mit dem Schwerte die Heiligen Kosmas und Damian hingerichtet; und dann ſiehſt du koſtbare Kreuze mit Reliquien, überſät von Perlen und Edelſteinen, alle aus alter Zeit, den überaus kunſtvollen Buchdeckel des Theophanu-Evangeliums mit einer Elfenbeintafel, auf dem Geburt, Kreuzigung und Himmelfahrt des Heilandes dargeſtellt ſind, du ſiehſt da einen ſeltenen liturgiſchen Kamm, wundervolle Monſtranzen und eine Sammlung von 16 Broſchen, welche die Äbtiſſinnen und Stiftsdamen zu tragen pflegten, und welche in ihrer Art einzig daſtehen. Du ſiehſt da eine prächtige, in Silber getriebene Chorlampe, Armreliquiare, worunter das des hl. Kosmas von einer ſolchen Leichtigkeit und Anmut, daß man die Hand als die ſchönſte Nachbildung einer Hand rühmen könnte, du ſiehſt endlich Statuen und

Büsten, so daß du vergissest, daß du in der vielgeschmähten Industrie dich befindest.

Das Gewölbe wird sorgsam geschlossen, und wir treten in die Kirche zurück. Unser nächster Gang gilt der Unterkirche; sie besteht aus einem älteren und einem neueren Teile, und zwar gehört der innere Kern der Krypta dem ältesten Münsterbau an. Aber auch der erweiterte Teil geht auf die Zeit der Äbtissin Theophanu zurück. Unterkirchen sind die Stätten der frommsten Gebete; hier im Dämmerlichte löst sich das Menschenherz am ehesten los von den Bildern der Welt, hier in der tiefen Stille kommt einem das Wort in den Sinn: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne . . . Äußerlich bietet die Krypta wenig; ein einfacher Altar, Statuen in den Nischen, ein paar hübsche Säulen — das ist alles.

Ist uns noch etwas entgangen? Unser Führer verweist uns noch auf ein paar kunstvolle Epitaphien, von denen aber unverständigerweise die besten auf der Orgelbühne geradezu versteckt sind, auf ein paar hübsche Grabplatten, die zum Teil hochgestellt sind, und endlich auf die Grablegungsgruppe im Seitenschiff. Sieben lebensgroße Gestalten aus bemaltem Stein umstehen den Leichnam Christi und lassen trauernd ihre Blicke auf ihm ruhen. Welch eine naive unmittelbare Anteilnahme an der heiligen Geschichte spricht aus diesem Werke! Man möchte manchmal glauben, jene Menschen der

Vorzeit hätten Christus mehr „erlebt" als die Gegenwart, die so viel vom „Erleben" spricht.

Wir verlassen das ehrwürdige Gotteshaus durch die Seitentür, welche unter der Orgelbühne sich befindet, und nun stehen wir in dem alten Kreuzgang; es ist wirklich noch ein Rest des frühgotischen Baues, den Beatrix von Holte um 1300 errichten ließ. In den hohen Spitzbogen sind stets wieder zwei schmälere Bogen eingebaut, die durch anmutige Säulchen gestützt werden, während die größeren Bogen durch derbere viereckige Pfeiler getragen werden. Die anderen Seiten des Kreuzganges sind erneuert; auch die Gebäude, die einst den Kreuzgang einschlossen, sind bis auf die an der Ostseite, in welchen Pfarrwohnungen sind, verschwunden. Doch soll an Stelle der vormaligen Propstei und Kämmerei wieder ein Neubau erstehen; von den Abteigebäuden ist nichts mehr vorhanden. Unser Führer erzählt uns derweil von den vielen Plänen, welche man hinsichtlich der neuen Restauration hegt; viele alte Sünden sollen getilgt werden — vielleicht wird dann auch die ehemalige Taufkirche des Münsters, die Johanniskirche, wieder zu besserer Geltung kommen. Nachdem sie der Münsterpfarre wieder zugefallen, kann es an der Möglichkeit einer gemeinsamen Restauration von Münster und Johanniskirche nicht fehlen. Möge ein guter Stern über ihr walten! Möge vor allen Dingen darauf geachtet werden, daß der Anteil

aller Zeitepochen an der Ausgestaltung der Essener Hauptkirche zum Ausdruck kommt. Was die Altvorderen getan, sei den Enkeln ein Beispiel!

Langsam tauchen wir wieder in das laute Getriebe der Großstadt; in unserem Geiste aber klingt leise das Lied nach von der Herrlichkeit Gottes, von seinen Tempeln und Vorhöfen.

Schloß Borbeck.

# Schloß Borbeck.

Wenn man von der gotischen Pfarrkirche Borbecks sich links wendet, führt einen der Weg in ein von neuen Straßenzügen durchkreuztes Tal, dann geht es unter einer Unterführung durch, nud nun lichten sich allgemach die Häuserreihen, und manch ein malerisches Landhaus schaut aus dem Grün. Weiter hinauf hat man linker Hand einen höchst malerischen Überblick über Essens Werkstätten und Waffenschmieden, der besonders an heißen Tagen, wenn das dunstige Blau über der Stadt von den weißen Rauchsäulen der unzähligen Schlote durchzuckt wird, von stillem Reize ist. Knapp vor der Höhe des Weges biegt dann eine Straße nach rechts ab, und nun steht man nach kurzem Gange auf einmal zwischen alten Bäumen — die Industrie versinkt, und ein Stückchen romantischer Welt umfängt uns.

Noch reizvoller gestaltet sich der Anblick, wenn wir ein wenig weiter schreiten, denn dann öffnet sich der Wald, und wir schauen auf ein hübsches kleines Schloß, das hinter einem schaurig-grünen, von Hängeweiden umstandenen Wasser wie ein Märchen aufsteigt. Es ist Schloß Borbeck, der einstige Sommersitz der Fürstäbtissin von Essen, in früherer Zeit sogar zeitweilig dauernde Residenz einiger Äbtissinnen.

Das Gebäude selbst ist nicht gerade ein architektonisches Meisterwerk, wie es Schloß Horst war: ein

paar Türme, mit geschweiftem Helm, als Rahmen um einen einfachen Mittelbau, auf welchen ein leichtgeschwungener Giebel aufgesetzt ist, zwei Reihen einfacher Fenster, das Ganze in ein in Blau spielendes Grau getaucht, das ist alles. Aber das Schloß ist dafür von geschichtlichen Erinnerungen duftigster Art umweht; denn diese stille Wasserburg, um welche nun die Industrie ihren Zaubertanz aufführt, war eben einst die Residenz der Fürstin dieses Landes: der Äbtissin von Essen. Schon aus dem 14. Jahrhundert liegen Zeugnisse vor, welche beweisen, daß Schloß Borbeck der jeweiligen Herrin von Essen zum Aufenthaltsorte diente. In alter Zeit waren es oft wenig erfreuliche Anlässe, aus denen die geistlichen Regentinnen Borbeck aufsuchten. So war im Jahre 1426 die Äbtissin Elisabeth von Beeck auf ihrem Schlosse in Borbeck eingeschlossen und mußte sich von einem ihrer Getreuen befreien lassen. Und auch sonst kam es öfters vor, daß sich die Landesmutter mit ihren Landeskindern nicht vertrug; dann zog sie sich allemal auf ihr nahes Schloß zurück, um ihren Kummer zu verscheuchen.

Oftmals mußte auch das Schloß erneuert werden, weil es entweder von räuberischen Horden zerstört worden war, oder weil es durch die Elemente Schaden gelitten hatte. Im 15. Jahrhundert hören wir von einem glänzenden Hofleben in Borbeck; unter Franziska Christine entfaltet sich der Glanz zu einer

nie gesehenen Pracht. Wie oft mögen da diesen waldigen Weg herauf Karossen mit edlen Damen und Herren gefahren sein, wie oft mag das stille Waldrevier von Scherz und Lachen widerhallt haben! Franziska Christine gefiel auch das alte Schloß nicht mehr, und so ließ sie Anno 1744 einen Neubau aufführen — es ist das Schloß, das wir noch heute vor uns sehen.

Wir stehen am Gittertore. Es ist ein hohes schmiedeeisernes Werk — von Schloß Hugenpoet — mit allerhand drolligen Einzelheiten; das Leitmotiv in der Darstellung dieser Fratzen, die da angebracht sind, scheint die Verwendung der Zunge im verzerrten Menschengesichte zu sein. Oben am Gitter ist das Wappen derer von Fürstenberg angebracht. Wir treten ein; gleich rechts verbirgt sich hier, eng angelehnt an die neueren Wirtschaftsgebäude, ein uralter Turm, unten mit Schießscharten, oben mit ein paar zugemauerten gotischen Fenstern; vielleicht ein Wachtturm, jedenfalls sehr alt; auf einem alten Bilde in Hugenpoet korrespondiert er mit einem kleineren Turme im Vordergrund. Und dann fällt der Blick geradeaus auf ein paar schöne Rondells mit Blumen, welche im Sommer einen prächtigen Willkomm entbieten. Vor dem Eingangsportale, zu dem eine kleine Brücke über den Graben führt, beschauen wir uns das alte Wappen. Das Innere ist kalt und öde; schauerlich hallt der Tritt des einsamen Wanderers von den schmucklosen Wänden

wider. Nicht einmal kunstvolle Kaminreste sind geblieben. In der Kapelle steht zwar ein im Barockstil gehaltener Altar, allein er ist neuerer Herkunft, und das die Geburt des Erlösers darstellende Gemälde von Raphael Mengs, das noch der Kanonikus Biesten in seiner Beschreibung des Kaiserlich freiweltlichen Stiftes Essen 1780 rühmte, ist spurlos verschwunden. Wehmut beschleicht uns, wenn wir bedenken, daß durch diese lichten Räume einstens heiter pulsierendes Leben flutete.

Für den geringen Gewinn, welchen der Gang durch das Schloß mit sich bringt, entschädigt uns der Besuch des Parkes mehr als man erwartet. Wir gehen an der rechten Seite des Schlosses vorbei und schauen nun bald auf eine schöne Wiese, hinter der ein Wald die Szene abschließt. Bald nehmen uns auch uralte Bäume unter ihr schattiges Dach, und dann glänzt uns der Spiegel eines entzückend gelegenen Teiches entgegen.

Wir gehen über ein plätscherndes Bächlein und lassen uns auf einer verschwiegenen Bank nieder. Leise flüstern die Wipfel über unserem Haupte, und mitunter quillt eine Welle glucksend ans Ufer. Im Wasser aber spiegeln sich die Fichtengreise und alte und junge Geschlechter von allerhand Bäumen, dazwischen blitzt auch ein Stückchen blauer Himmel herein, drüben aber, am jenseitigen Ufer, erhebt sich ein Pavillon, von den Fürstenbergs instand gesetzt, aber im Äußeren wohl kaum abweichend

von dem früheren; und vor ihm ragt ein seltenes Baumgebilde auf: eine Zeder. Schlank und geschmeidig wiegt sich der biegsame Stamm im Winde! Wie kommst du, fremdes Holz vom Libanon, in unsern deutschen Wald?

Es war wohl bei einer der vielen Staatsaktionen, welche das Leben einer kleinen Residenz mit sich brachte, daß man das Edelreis einer Zeder hier in die Erde senkte. Ob sie sich nicht hinwegsehnt nach der südlichen Heimat!

Hier, im grünen Dämmerlichte des Walddomes, fand wohl auch im Jahre 1787 die letzte Festlichkeit anläßlich der Anwesenheit des preußischen Gesandten von Schlechtendahl statt, der beauftragt war, bei der feierlichen Erneuerung des Erbvogteibriefes Seine Majestät von Preußen zu vertreten. Borbeck war kein Versailles, aber ein Klein-Trianon; am Abend eine Guirlande von Lampions, Feuerwerk, Festessen, Belustigung am Scheibenstand — man schoß vom Pavillon aus auf bewegliche Ziele am Ufer — allein damit war auch wohl der Kreis des Möglichen im ganzen erschöpft. Vorn am Eingang aber stand die „Militärmacht" des Fürstentums, zwanzig Mann mit ihrem Hauptmann und machte die soldatischen Ehrenbezeugungen, während rings die neugierige Dorfjugend des Schauspiels sich freute und am Abend über die Raketen jubelte, die hinter dem dunkelnden Walde geheimnisvoll aufstiegen.

Wir wandern weiter; der Weg leitet uns steigend hinan. Durch Unterholz hindurch geraten wir in die kühlen Hallen des Hochwaldes. Im Sommer welche Kühle, im Herbst welch zarte Farbenspiele! Ich bin im Sommer und im Herbst hier gewandert und habe gefunden, daß das Rascheln des Laubes und das Hinwelken der Natur den melancholischen, rückwärts gewandten Gedanken meines Innern weit angemessener waren als die Pracht des Sommers.

Drunten im Grunde des stillen Tales wird einem noch wehmütiger zu Sinn; denn da steht am Ende des Tales etwas höher hinauf noch eine merkwürdige Ruine, welche auch wohl noch mancherlei zu erzählen wüßte, wenn die Steine reden könnten. Es ist eine einfache hochragende Wand, welche durch ein paar Fenster in schmuckloser Fassung belebt ist; an der einen Seite sieht man noch den Ansatz eines Bogens — es ist eine jener künstlichen Ruinen, wie man sie im 17. und 18. Jahrhundert gerne in Parkwinkeln anlegte, um die Stimmung zu beleben, und wie man sie sowohl zu Schönbrunn wie auf Wilhelmshöhe findet; sonderbar nur, daß man hier in Borbeck nicht ebenfalls etwas Römisches oder Griechisches nachbildete! Das Bauen von Ruinen mutet uns heute etwas kurios an; aber die Kultur jener Zeit liebte das Kokettieren mit verschwundenen Geschichtsepochen und liebte solch äußere Staffagen namentlich für ihre Komödie des Lebens — man denke an die Schäferpoesie! — Hinter den Fenstern

unserer Borbecker Ruine befanden sich früher einige Dienerräume, von denen heute nichts mehr vorhanden ist. Oben am Rande des Geheges stand einstens auch ein Fachwerkhaus, in welchem die Kammerherren des fürstlichen Hofes Wohnung zu nehmen pflegten; so erzählt Baron von Fürstenberg noch, daß er in seiner Jugend mit einem alten Grafen, der vordem Kammerherr in Essen war, den Standort jenes Hauses aufgesucht habe.

Wir kehren zur Ruine zurück; der Blick von da durch das Tälchen ist überaus malerisch. Ein Wässerchen murmelt durch den Grund und empfängt hier und da aus einer leise rieselnden Quelle Zufluß. Vielleicht befand sich hier auch jene Wasserkunst, von welcher noch die Fürstenbergs wußten, die aber heute vollkommen eingegangen ist. Erwähnung verdient in diesem Zusammenhange noch eine Schilderung des erwähnten Kanonikus Biesten: „Die nahe bei dem Schloß liegende Waldung, die dorten an dem Fuß zweyer Hügel entspringenden kühlen Quellen, die neu angelegten schönen Spaziergänge und mehrere das Gemüt sowohl als die Augen belustigenden Gegenstände machen den Ort angenehm und gefallen denjenigen, welche die stillen Freuden des Landlebens dem Geräusch der Städte und die edle Einfalt der Natur den Blendwerken der Kultur vorziehen."

Droben, wo der Wald zu Ende ist, schaut indessen die Industrie mit blanken Augen herein, nur hier,

wo einst die Reifröcke rauschten und die Schnallenschuhe blitzten, ist es still und friedlich.

Wem's gefällt, der mag sich nur gemächlich in die Farren legen und Bilder aus vergangenen Tagen neu beleben — die Vögel werden ihm dankbare Gesellschaft leisten, und die schlanken Buchen werden mit ihrem Säuseln auch nicht stören. Durch die Talsohle wandern wir nun zurück; vielleicht meinte jener Reisende, welcher im Jahre 1794 Schloß Borbeck besuchte, diesen Durchgang, wenn er von „den reizenden Alleen" sprach, die den Lustgarten durchziehen. Derselbe Reisende fand es auffallend, daß „der Schloßgraben kein Wasser hatte und der Moder darin geradezu die Luft verpestete". Es war eben das Todesjahr des alten fürstlichen Residenzschlößchens zu Borbeck. Als die Feuergarben der Französischen Revolution hinter den blauen Wäldern aufzischten, verließ Maria Kunigunde, Fürstäbtissin von Essen, ihr Arkadien und begab sich zu ihrem Bruder, dem Kurfürsten Klemens Wenzeslaus von Trier. Nach Essen und Borbeck kehrte sie nicht mehr zurück. Fern von ihrem Fürstentum ist sie im Jahre 1826 zu Dresden gestorben.

Schloß Borbeck aber kam in fremde Hände — heute gehört es dem Reichsfreiherrn von Fürstenberg auf Hugenpoet, dessen Vater auch in Borbeck wohnte — und trauert wie eine Waise um den Glanz, der von ihm gewichen.

# Das Waisenhaus in Steele.

Waisenhäuser sind Schutzhütten der Liebe im Gebirge des Lebens, sie gleichen geruhsamen Kapellen, in denen Gebetsworte erklingen, während draußen Stürme brausen, sie scheinen Stätten des Friedens im Hasten des Daseins. Auch das alte Stift Essen besaß eine solche Oase des christlichen Friedens: das von der Fürstäbtissin Franziska Christine begründete Waisenhaus zu Steele. Es war eine traurige Zeit, als die fürstliche Frau diesen ihren Lieblingsgedanken: Gründung eines Waisenhauses, zur Verwirklichung brachte; denn die Schrecken des Siebenjährigen Krieges hatten auch das stiftische Gebiet nicht verschont. Da war denn die Fürstin eine rechte Mutter ihres Landes; sie half ihrer treuen Stadt Steele nicht nur durch Vorschüsse, sondern sie legte am 23. Januar 1764 auch den Grundstein zu dem Waisenhause in Steele. Auch auf dem Bilde, welches wir von der Äbtissin besitzen, gewinnt uns diese edle Frau durch ihr echt hausmütterliches Gesicht: würde man ihr diese steifen Prunkkleider nehmen und ihr ein Häubchen und Küchenschürze geben, dann sähe ihr kein Mensch etwas von einer Fürstin an.

Wenn man heute von Essen her nach Steele fährt, kommt man unmittelbar an der Heimstätte der Waisen vorbei; es ist im wesentlichen noch derselbe Bau, der unter Franziska Christine aufgeführt wurde; eine wuchtige dreistöckige Anlage auf der

Grundform eines großen lateinischen E. Die außerordentlich eindrucksvolle Stirnseite wird auf das beste gegliedert durch die in der Mitte etwas vorspringende Kirche; die Flügel, auf der Grundlage des oberen und unteren E-Striches, sind ebenfalls vorn leicht abgesetzt, so daß auch von ihnen aus zur Gliederung der Vorderwand beigetragen wird. Der Überblick wird leider dadurch gehindert, daß die Straße gegenwärtig dicht am Waisenhause vorbeiführt. Die Straße selbst ist sehr eng und düster, so daß man erst recht ohne die erforderliche Stimmung dem schönen Bau naht. Erst wenn man gegenüber von der Kirche zu dem kleinen Waisenhauskirchhof hinaufsteigt, oder wenn man noch höher den Hang hinangeht, genießt man einen umfassenderen Überblick.

Dann aber zieht es uns in das altertümliche Haus. Die Kirche mit ihrer Barockfassade enthüllt uns auch im Innern eine reizende Barock- und Rokoko-Welt. Sonst hier nicht bodenständig, kam diese Kunst durch die Fürsten und Fürstinnen im Nordrheinland und teilweise noch in Westfalen mitunter in Aufnahme. Welch ein sinnenfreudiges und jauchzendes Spiel liegt doch in diesem hellfarbigen Durcheinander von Gewinden, Schneckenformen und Puttenwerk. Freilich, die Waisenhauskirche in Steele ist kein Meisterwerk der Barockkunst, aber durch das Ganze flutet doch die Welle dieser freudigen Kunstbewegung und erfüllt es mit ihrem

eigenartigen Zauber; drei hochragende Altäre mit Strahlenaufsatz und Gemälden von Januarius Zick dem Jüngeren — das Bild des Hochaltars stellt die unbefleckte Empfängnis Mariä dar — fesseln zunächst den Beschauer. Dann stehen im Hauptschiffe noch einige einfache Barockbeichtstühle mit entzückenden Putten als Aufsatz und endlich der Betstuhl der Äbtissin. Er entspricht in seinem Bau ganz einem Beichtstuhle, hat Türe und Fensterchen und ist von dem Waisenhause aus zugänglich. Auch auf ihm stehen ein paar Putten; unser freundlicher Führer, der Regens des Hauses, deutet uns die Gestalten: Tod, Hölle, Offenbarung Christi, und wir wundern uns wieder einmal über die tiefe Sinnigkeit unserer Altvorderen.

In der Mitte der Kirche vor dem Hochaltare liegt Franziska Christine, die vorletzte Äbtissin des freiweltlichen Stiftes Essen, begraben; es war am 16. Juli 1776, als die fromme Stifterin des Steeler Waisenhauses die Augen zum ewigen Schlummer schloß. Ein eigenartiges Verhängnis wollte es, daß sie zur Zeit ihres Absterbens mit ihren Kanonichen zerfallen war, und daß nun in Steele ihren Trauerzug nur der Bürgermeister und seine Getreuen eingeleiteten. Vor der Kirche aber, wo sie begraben zu sein wünschte, hoben sechs Kapuziner den Sarg vom Wagen und trugen ihn in die Kirche hinein, wo er eingesegnet und in der Gruft vor dem Hochaltar eingesenkt wurde. Eine einfache Platte mit einer

halbverwischten Schrift, die jetzt an der Außenwand der Kirche steht, deckte einst ihre letzte Ruhestätte. Bei Arbeiten fand man vor Jahren den Zinksarg zerfallen, den eigentlichen Holzsarg aber noch unversehrt. Weiter unten im Kirchenschiff zeigt eine kleinere Platte das Grab des Jesuitenpaters Marner an. Er war der Beichtvater der erlauchten Frau und hatte auf ihr Denken und Tun einen maßgebenden Einfluß. Vielleicht war es nicht zuletzt diesem Einflusse zuzuschreiben, daß Franziska Christine den Vätern der Gesellschaft Jesu ein so unbeschränktes Vertrauen entgegenbrachte. Endlich liegt da unten in der Kirche noch eine Persönlichkeit, die für das Leben jener Tage nicht ohne Reiz ist: das ist der fürstliche Kammermohr.

Die Geschichte dieses Dieners wäre der Erzählung eines Raabe wert. Dieses harmlose, aber doch so auffällige Requisit aus der Fürstenzeit entstammte Surinam, der holländischen Kolonie in Südamerika. Von dort brachte den edlen Mohren ein Kaufmann nach Essen mit, und da er ihn allein offenbar nicht hatte zum Mitgehen bewegen können, so hatte er den Bruder gleich auch mitgebracht. In der stillen Stiftshauptstadt mochten die exotischen Gäste nicht wenig auffallen, auch die Fürstäbtissin hörte von ihnen, und sie wußte es endlich dahin zu bringen, daß der gute Mohr — nennen wir ihn einmal Johannes! — in den Hofstaat des Essendischen Fürstentums kam. Sein Bruder aber kam in gleicher

Eigenschaft in den Dienst des Abtes Anselm von Werden. Wie unentbehrlich er der Herrin schien, beweist die Tatsache, daß er allein auf dem Bilde Franziskas neben ihr einen Platz fand. Er ist da dargestellt in seiner hochfeinen roten Livree, wie er seiner Herrin die Schleppe trägt. Das besorgte er auch jedesmal, wenn eine Prozession war und ihn in Funktion setzte. Da ereignete es sich denn bei einer Prozession, daß der wackere Johannes wieder andächtig hinter seiner Herrin herging. An einer Straßenbiegung aber kommt ein fataler Windstoß und schlägt die Kerzenflammen der fürstlichen Diener so weit herüber, daß die weit ausladenden Flügel der fürstlichen Haube Feuer fangen. Ein Augenblick der Erstarrung! dann mühen sich alle Getreuen, der Mohr an der Spitze, die Flamme zu löschen, und siehe, es glückt, aber o Jammer! ein Flügel hängt schmählich herab, und so schreitet Serenissima unverdrossen mit einem aufrecht stehenden und einem hängenden Flügel weiter. Später erhielt der treffliche Kammermohr ein Austragstüblein im Waisenhaus zu Steele; da mag er oft genug das Staunen der Waisenkinder hervorgerufen haben. Ab und zu rief ihn die Fürstin wieder einmal nach Essen, wenn es nämlich galt, eine Haupt- und Staatsaktion in Szene zu setzen. Bis auch er eines Tages den Dienst quittierte und als frommer Christ in die Ewigkeit einging. Und so liegt denn der Sohn der fremden Erde in diesem stillen christlichen

Gotteshause, und statt der irdischen Palmen umwehen ihn jetzt gewiß die Palmen des Paradieses.

Dann geht es über ein paar Stiegen in den sogenannten Sitzungssaal, einen mäßig großen Raum mit Tisch und Stühlen und einer Reihe von altertümlichen Gemälden an den Wänden. Hier pflegt der Verwaltungsrat, der aus Vertretern der ehemals stiftischen Gebiete besteht, zusammenzukommen und über die Angelegenheiten des Hauses zu beraten. Das Waisenhaus war bisher königlich; dem Verwaltungsrat ist aber in ausgedehntem Maße die Ordnung der inneren Angelegenheiten überlassen. Wir setzen uns in einen der alten Polsterstühle und lassen uns durch den Direktor einen kurzen Überblick über die innere Einrichtung und das Wesen der frommen Stiftung geben.

Das Waisenhaus erhielt nicht nur das Vermögen der Fürstäbtissin, sondern wurde von ihr auch mit Grundstücken reich begabt. Unter anderem gehört noch heute das Rittergut Henrichenburg zum Waisenhausbesitze. Ursprünglich lag es auch dem Waisenhause ob, diese Güter selbständig zu bewirtschaften, bis in neuerer Zeit die meisten Liegenschaften abgelöst wurden. Nach dem Willen der Stifterin sollte das Waisenhaus Knaben und Mädchen aufnehmen, ihnen eine gediegene geistige und körperliche Ausbildung zuteil werden lassen, um sie schließlich gefestigt in das Leben zu entlassen; die Kinder, Waise und Halbwaise, müssen ehelicher

Abkunft sein und dürfen keine körperlichen Schäden aufweisen. Die Knaben sollen zu Handwerkern vorgebildet werden, die Mädchen zu Dienstboten. Die Aufnahme kann erfolgen zwischen dem 5. und 8. Lebensjahre. Das Waisenhaus bietet Raum für 170—200 Zöglinge. Die Mädchen verbleiben nach dem 14. Lebensjahre noch im Schutze der Anstalt, um in den weiblichen Arbeiten eine weitere Ausbildung zu erfahren; die Knaben verlassen mit dem 14. Jahre die Anstalt, werden aber auch in ihren Lehrstellen noch im Auge behalten. Ein Direktor und ein Regens stehen dem Hause vor, die Schule leiten zwei Lehrer und eine Lehrerin; die innere Verwaltung liegt in den Händen von „Dienstmägden Christi".

Aber nun setzen wir unseren Gang fort; erst mustern wir die Bilder der edlen Herrschaften, die da im Sitzungssaale die Wände schmücken. Den Ehrenplatz nimmt mit Recht das große Gemälde der Franziska Christine ein, auf dem der Kammermohr erscheint; im Hintergrunde blickt das Steeler Waisenhaus herein. Eine jugendliche Frauengestalt an der anderen Wand soll ebenfalls ein Bildnis von ihr sein; dann hängen da noch die Porträts ihres Bruders, des allzeitig fidelen und feudalen Karl Theodor von der Pfalz, und dessen schöner Gemahlin. Halb im Dunkel auf der anderen Seite schaut man Karl Theodor in glänzender Ritterrüstung. Weiter hängen da noch Franziska Christines Nachfolgerin

Maria Kunigunde und ihr Bruder Klemens Wenzeslaus, Pater Marner u. a.

Wir drängen weiter; über die Orgelempore der Kirche, wo wir das kunstvolle Orgelgehäuse bewundern und zwei alte, halbverdunkelte Gemälde, gelangt man in die Schlafsäle, die Arbeitsstuben der Knaben und Mädchen, die, in „Familien" eingeteilt, ihren kindlichen Pflichten obliegen. Die Vater- und Mutterlosen schauen recht freudig in die Welt, und ein wohliger Hauch von Frieden und Zufriedenheit weht uns entgegen. Ähnlich ergeht es uns drunten, wo die Kleinen in der Wandelhalle spielen. Auch die Schule, die hinter dem Waisenhause errichtet ist, macht einen überaus freundlichen Eindruck. Rings herum erstreckt sich der wohlgepflegte Garten; einen Strich darin bewirtschaften die Kleinen, und ein jeder Lehrer weiß, mit welchem Fleiße die meisten das tun, wenngleich es viele aus — Konkurrenzneid tun. Durch die Beete und Wiesen schlängelt sich ein Wasserfädlein, und an einer Stelle erweitert es sich sogar zu einem Becken, das mit Steinen ausgebettet ist. Um das Ganze läuft eine uralte Mauer, die an einzelnen Stellen malerisch zerbröckelt ist. Es sind Teile der alten Stadtmauer, und hier und da schauen noch verrunzelte Gesichter von Schieferhäusern herüber. In der Ecke zur Linken war einst der Eingang zum Waisenhause.

Ich bleibe stehen; im Westen rötet sich der

Himmel zum Opfertode der Sonne. Meine Gedanken wenden sich jener Zeit zu, da die würdige Fürstäbtissin Franziska Christine mit ihrem Kammermohr durch jenen Zugang vom abendlichen Ausfluge zurückkehrte. Wie flogen dir da die Herzen deiner, ja deiner Kinder entgegen!

Glückliche Fürstin! ihnen folgen Hunderte und Tausende von Kindern, welche dich seligpreisen. Du hast in deiner Steeler Stiftung ein Werk hinterlassen, welche deinen Namen durch die Jahrhunderte hindurch in Glanz und Ehren hält.

Schloß Mülheim-Broich.

# Schloß Broich und seine Königin-Luise-Erinnerungen.

Wenn man von Mülheim an der Ruhr über die schöne Brücke nach Broich hinübergeht und dort die steile Straße hinansteigt, sieht man zur Rechten die schwärzlichen Mauern eines alten Schlosses, dessen Außenseite von rankendem Grün umwuchert wird. Zwischen hohen Mauern geht es da durch einen düsteren Torbogen in den kleinen Hof; er ist von zwei Seiten durch Gebäude umfaßt, die in ihrer malerischen Unregelmäßigkeit wirken wie das Märchenschloß im Dornröschen. Die im übrigen schmucklose Wand wird mehrmals von vorspringenden Giebelbauten unterbrochen. Im Schlosse selbst wohnen Privatfamilien — nichts weiter erinnert daran, daß hier ein kleiner Hof seinen Fürstenprunk entfaltete.

Das Schloß Broich hat naturgemäß seine Geschichte, wie alle die vielen im Industriegebiete zerstreuten Häuser; aber diese Geschicke unter den Grafen von Hohenlimburg, den Daun-Falkensteinern und den Grafen von Leiningen sind es kaum, die du hier verzeichnet finden willst, lieber Leser. Eher könnte dann schon die Zusammenkunft von Preußens erstem Könige Friedrich I. und dem Herzoge von Jülich-Berg, Johann Wilhelm, Erwähnung finden, die hier in Broich stattfand.

Allein die schönste und anmutigste Erinnerung, welche sich an die schwärzlichen Mauern dieses Ruhrschlosses knüpft, ist die an Luise, nachmalige Königin

von Preußen. Luise kam nach Broich in Gesellschaft ihrer Großmutter, der Fürstin Marie Luise Albertine, der Witwe des Landgrafen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt. Daß die Großmutter sich der Enkelinnen besonders annahm, hatte darin seinen Grund, daß die Mutter der Kinder, ihre Tochter Friederike Karoline Luise von Hessen-Darmstadt, schon 1782 gestorben war, und daß auch die Stiefmutter Charlotte von Hessen-Darmstadt — eine Schwester der vorigen — kurze Zeit darauf das Zeitliche verlassen hatte. Der trauernde Gatte, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, konnte nun nichts lieber wünschen, als daß eine so edle und geistvolle Erzieherin, wie die Großmutter, sich mit ihm in die Heranbildung der zehn mutterlosen Kinder teilte.

So kamen denn die beiden lieblichsten Prinzessinnen, Luise und Friederike, und Prinz Karl, das einzige Kind der zweiten Gemahlin des Herzogs, von Herrenhausen (bei Hannover) nach Darmstadt, um dort bei ihrer Großmutter die Schule fürstlicher Bildung zu durchlaufen. Großmütter pflegen ihre Enkel zu verziehen, allein die Landgräfin wußte in der Wahl der Erzieherin so geschickt das Richtige zu treffen und hatte überhaupt in den beiden Enkelinnen so herrliche Geschöpfe, daß das Wort auf ihre erzieherische Tätigkeit keine Anwendung findet.

Als Luise nun 11 Jahre alt war, durfte sie die Großmutter nach Broich an der Ruhr begleiten;

auch Friederike fuhr mit. Den Anlaß zu der Reise gaben mancherlei Beschwerden der Broicher Untertanen, welche die gütige Landesmutter abzustellen wünschte. Das war nun eine lustige Reise für die beiden Mädchen; denn was der alten Dame Mühe und Umstände verursachte, dies Übernachten und Umwechseln der Pferde, das war für die Prinzessinnen eine immer neue Quelle der Unterhaltung und des Vergnügens. Und als man nun in Broich ankam, gab es aufs neue zu staunen und zu bewundern: Das alte Schloß mit seinem lauschigen Parke, der herrliche Ausblick auf das gegenüberliegende Mülheim und auf die Ruhr, welche damals von Schiffen noch reich befahren war. Einen Hofprunk wie den zu Darmstadt konnte man hier freilich nicht entfalten — dazu war die Landgräfin nicht reich genug — dafür fand im kleinen Broich jedoch jede Äußerung herrschaftlichen und fürstlichen Lebens dankbare Anerkennung.

Was nun den beiden Prinzessinnen am besten gefiel, das war die Natürlichkeit, mit der sie sich hier geben konnten; was bedurften sie der lächerlichen Absperrung: ihr unschuldsvolles Herz war ihnen eine bessere Leiterin als die verkörperte Etikette von Hofmeisterin. Sie freuten sich des ungewohnten Umganges mit bürgerlichen Kindern, wie z. B. mit Malchen Bilger, der Tochter des Amtmanns Bilger, und diese Bekanntschaft trug ihnen reiche Früchte der Verehrung und Dankbarkeit

ein; denn noch heute ist die Erinnerung daran unter den Nachkommen lebendig. Oft war man auch dort in dem Hause des Amtmanns und Hofrats zu Besuch, ja man verlor sich sogar zum Entsetzen der gestrengen Erzieherin in eines der minder vornehmen Häuser, um dort insgeheim eine Wohltat zu spenden oder auch einen harmlosen Scherz zu machen.

So flogen die Sommertage an der Ruhr rein und ungetrübt dahin; an den Wochentagen hatten die Prinzessinnen ihre Unterrichtsstunden; dann ging's zum Spiel, oder man fuhr auf dem Kahne den murmelnden Fluß hinunter, und wenn es hoch ging, sogar auf einem bewimpelten Schifflein, das dann auch die Großmutter mit bestieg. Wie mögen dann die Schiffer gestaunt haben, wenn die reizenden Frühlingsgestalten auf dem schmucken Fahrzeuge ihnen freundlich über das Wasser zunickten! Hatte man einen Besuch vor, der einen von der Ruhr abführte, dann mußte der Wagen bestellt werden, und das war wiederum nicht weniger herrlich; die Rosse flogen munter dahin, und noch munterer bewegten sich vor ihnen her die beiden Läufer mit ihren silberbeschlagenen Stäben, und rechts und links am Wege stand bewundernd groß und klein und schwenkte die Hüte und rief Vivat.

Bis dann eines Tages in diese Poesie ein Schatten fiel! Und das kam so. Der eine Läufer der Landgräfin besaß ein Töchterchen, Hannchen mit Namen. An diesem Kinde hatte die kleine

Prinzessin Luise ein besonderes Gefallen gefunden; als nun einstmals ein schweres Gewitter ausbrach und die Schar der spielenden Kinder aus dem Schloßhofe vertrieb, verriet die Kleine in ihrer Angst das Leid, welches sie auf dem Herzen trug: sie fürchtete nämlich, daß ihr Vater bald sterben werde, weil er „immer so rasch laufen muß. Und die Brust tut ihm doch so weh. Und die Base sagt es auch.“ Was konnte es Härteres für das weiche Herz der Prinzessin geben als die Erkenntnis, daß ihre Lust durch das Leiden eines armen Mitmenschen erkauft werde. Und so wurde das Fürstenkind zum Anwalt des brustkranken Läufers, und die Landgräfin, selbst voll rührender Fürsorge für ihre Untertanen, fuhr von nun an stets ohne Läufer aus. Nicht weniger ergreifend ist jene andere Erzählung, welche uns die liebliche Prinzessin als Samariterin zeigt; wiederum spielt in dieser Geschichte Hannchen die Hauptrolle. Sie war damals erkrankt, und zwar an Scharlach; als der Höhepunkt der Krankheit überschritten war und wieder Leben in sie zurückkehrte, sehnte sie sich nach der liebevollen Beschützerin. Und diese hatte nichts Eiligeres zu tun, als der armen Kranken Gesellschaft zu leisten. Was wußte die kleine Prinzeß von Ansteckung und Vorsicht! Vorsicht ist die Feindin aller Aufopferung. Was für ein schöner Vorwurf für einen Maler wäre dieses Bild trauten Zusammenseins von Fürstensprößling und Volkskind! Und was antwortete der unschuldsvolle Mund der

kleinen Luise, als man sie wegen ihrer Unvorsichtigkeit schalt! „Ich wußte, daß ich nicht krank werden würde; denn Gott sah ja, daß ich Gutes tun wollte." Welch eine Weisheit aus Kindermund! Und solch entzückender Züge von Herzensgüte und Natürlichkeit birgt die Erinnerung des Volkes noch mehr.

Schiebt da eines Tages ein greiser Landmann seinen schweren Schiebkarren den Schloßberg hinan; aber seine Kräfte erlahmen und drohen gänzlich zu versagen; doch siehe! mit einem Male stehen zwei anmutvolle Mädchen an seiner Seite, nehmen ihm die Last ab und bringen im Nu die Bürde zum Tore hinan.

Einmal gab es auch ein Schauspiel militärischer Art. Frau Fama meldete nämlich eines Tages, daß preußische Truppen am Lipperheidenbaum vorbeikämen. Es war wirklich so; der preußische König Friedrich Wilhelm II. hatte einen Handel mit den holländischen „Patrioten" und ließ nun Truppen in Holland einrücken. Auf dem Wege dorthin rückten denn nun auch Husaren am Lipperheidenbaume vorbei. Das mußte man sehen; so fuhren Großmutter und Enkelinnen nach der Heerstraße hinüber. Und der preußische General von Rohr, der die Schwadronen befehligte, war der Situation gewachsen; sobald er erfahren, wer die unerwarteten Zuschauerinnen seien, ließ er die Marschordnung aufheben und unter den Klängen eines munteren Stückes trabte die stattliche Reiterschar

vorüber. Der General soll daran anschließend den Wunsch geäußert haben, sein König möge die eine Prinzessin dereinst heimführen.

Sonntags sah man die Fürstlichkeiten stets andächtig in der Kirche, einmal in der reformierten, das anderemal in der lutherischen, ein merkwürdiges Beispiel von Religionsmengerei.

Mit Wehmut im Herzen schieden die fürstlichen Gäste, um nach Darmstadt zurückzukehren. Ein zweiter Besuch der Landgräfin im Jahre 1789 hatte hinsichtlich des Schloßbaues das Gute, daß allerorten ausgebessert wurde; ja es wurde sogar ein neuer Flügel angefügt, der nicht weniger als 16 000 Taler kostete. Auf dem geschweiften Giebelaufsatze liest man noch heute die Worte: Dieser Bau ist aufgeführt worden 1789 von Marie Luise Albertine, verwittwete Landgräfin zu Hessen-Darmstadt, geb. Gräfin von Leiningen-Dachsburg und Broich.

Und dann traf auf einmal im Jahre 1791 die frohe Kunde ein, die Sereniſſima beehre ihre Herrschaft erneut mit ihrem Besuche. Diesmal sollte es eine Haupt- und Staatsaktion geben: der neue Herr von Broich, Prinz Georg Karl, sollte in sein Amt eingeführt werden. Da wurden denn die Kanonen auf dem Mühlenberge instand gesetzt, und von Darmstadt langte sogar ein Wagen mit kostbaren Möbeln an, um der Huldigungsfeier einen würdigen Rahmen zu geben. Die Prinzessinnen Luise und

Friederike kamen wiederum mit. Es war in den Junitagen 1791, als die fürstliche Gesellschaft unter dem Jubel der Bevölkerung in der Herrschaft Broich eintraf; Luise, die Angebetete, war nunmehr fast zur Jungfrau erblüht und begeisterte alle durch ihren unvergleichlichen Liebreiz und ihre keusche Schönheit. Der Akt der Huldigung vor dem neuen Herrn zog eine Menge Menschen in das stille Schloß; unter den Gästen von nah und fern bemerkte man auch Vertreter der Universität Duisburg. Und dann erneuerte sich noch einmal auf kurze Zeit die alte schöne Zeit: man fuhr mit Schiff und Wagen, begrüßte alte Bekannte und tauschte liebe Erinnerungen aus.

Auch eine letzte liebliche Anekdote verlegt die Überlieferung in diese Zeit; die Großmutter sah von ihrem Fenster aus auf einen alten Wachtturm, der ihr die Aussicht versperrte, der auch nicht zugänglich war, um etwa von ihm aus die Landschaft zu genießen. Das merkten die Enkelinnen aus gelegentlichen Äußerungen, und so beschlossen sie, Abhilfe zu schaffen. Heimlicherweise bestellten sie Maurer, welche in der jeweiligen Abwesenheit der Herrschaft den Turm abtragen mußten; sie taten das dergestalt, daß sie die Steine losbrachen, dann aber wieder lose aufeinander türmten. So kam es, daß die Serenissima nichts von all den Vorgängen merkte. Erst am Namenstage der Großmutter, dem 25. August, wurde das Geheimnis enthüllt. Eine

provisorische Treppe führte auf die Plattform des Turmes, und auf diesem selbst thronte ein reizendes Tempelchen in chinesischer Bauart — da gab es denn wieder ein Freuen und Bewundern, und ungetrübtes Glück umglänzte den Himmel der fürstlichen Gesellschaft.

Derweil aber lohten jenseits der Reichsgrenze bereits die Brandfackeln der Revolution und ließen auch die Sorglosesten nicht ohne Vorahnungen.

Hatte doch auch Schloß Broich einmal seine „Revolution", indem mehrere Unzufriedene unter Führung eines Emigranten einen Aufruhr versuchten.

Ende August 1791 schlug für Luise die Abschiedsstunde. Manches Angedenken wurde ausgetauscht; auch Hannchen ging nicht leer aus: sie erhielt von Luise ein paar schöne seidene Schuhe, die mit Stickereien versehen waren. Mit den Töchtern des Amtmanns und Hofrats Bilger wurde ein Wiedersehen im Süden vereinbart. Und dann fuhren sie von dem liebgewordenen Schlosse nach Darmstadt zurück. Manches treue Broicher Herz mag auf die Kunde von der Wiederkehr der Guten gehofft haben; allein Luise und Friederike sahen Broich nicht mehr wieder. Im nächsten Jahre begegnen wir den trefflichen Prinzessinnen bei Goethes Mutter in Frankfurt, und endlich gaben ihnen unerwartete Ereignisse eine neue Heimat: am 24. April 1793 verlobten sich die beiden Schwestern mit den preußischen

Prinzen Friedrich Wilhelm und Ludwig, und zwar Luise mit dem ersteren, dem Kronprinzen; am 24. und 26. Dezember desselben Jahres erfolgte die Hochzeit der beiden Paare.

Das Schicksal Luisens ist bekannt; Preußens edelste Königin wurde in den Jahren 1806—7 zur Dulderin und starb tiefbetrauert von dem ganzen Volke im Jahre 1810. Ab und zu wurde sie noch an Broich und die dort verlebte Zeit erinnert, so 1799, als Malchen Bilger sie in Berlin besuchen durfte. Die Nachricht vom frühzeitigen Hingange der Edlen erweckte in den Herzen aller Broicher tiefes Mitgefühl, auch der Tod der Landgräfin im Jahre 1818 betrübte. Und doch durfte zunächst keine Trauer laut werden; denn seit 1806 gehörte Broich zum Großherzogtum Berg und seit 1809 gar zu Frankreich selbst.

Dafür lebte nach der Befreiung der Ruhrgegend das Andenken an Luise um so strahlender wieder auf. Schon 1814 veranstaltete eine durchziehende Schar von Preußen in den Räumen des Schlosses Broich eine erhebende Gedächtnisfeier, die durch das Improvisierte an Eindruck noch gewann.

Ein äußeres Erinnerungszeichen an den Aufenthalt der Prinzessin Luise in Broich wurde im Jahre 1889 gesetzt, und zwar in Form einer überlebensgroßen Büste; sie steht am Mülheimer Ufer

der Ruhr und wendet sich dem Schlosse zu, das einst der Schauplatz fürstlichen Lebens war.

Gewiß hat sich in diesen mehr als hundert Jahren, welche nun zwischen jener entschwundenen Zeit und heute liegen, mancherlei geändert, allein die Liebe des Volkes zu seiner edlen und hochherzigen Fürstin ist unverändert geblieben, und so möge es bleiben für und für.

# Die Abtei Hamborn und ihr letzter Abt.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß die großen Mönchsorden des Mittelalters, welche einstens unseren Vorfahren die Gesittung gebracht, fast ganz aus Deutschland verschwunden sind. Der große Klostersturm der Napoleonischen Zeit vernichtete die meisten Siedlungen der Benediktiner, Cisterzienser und Prämonstratenser, er vertrieb Dominikaner wie Franziskaner, Jesuiten und Lazaristen. Von ihnen haben die Franziskaner und Kapuziner sich am raschesten erholt, dann kamen auch die Benediktiner und Dominikaner wieder, selbst die Cisterzienser gründeten in Marienstatt eine neue Heimstätte, nur die Söhne des hl. Norbert besitzen heute kein Stift mehr auf deutscher Erde. Und doch waren sie einst so mächtig und angesehen, daß im Nordosten Deutschlands eine ganze Reihe von Bischofsstühlen meist Prämonstratensern anvertraut waren. Hochangesehene Stifter wie Steinfeld in der Eifel und Kappenberg waren Brennpunkte klösterlicher Kultur.

Auch in unserem, mit geistlichen Niederlassungen sonst nicht übermäßig reich ausgestatteten Industriegebiete besaßen die Prämonstratenser oder Norbertiner ein Stift, und zwar die hochadelige Abtei Hamborn.

Noch sind Kirche und Abteigebäude erhalten; wenn man vom Marktplatze der heutigen Industriegroßstadt Hamborn in südlicher Richtung weitergeht, gewahrt man gar bald zur Rechten die Mauern eines Kirchhofes, und hinter diesen steigt in einiger

Entfernung die altehrwürdige Abteikirche auf, von der zunächst das Seitenschiff sichtbar ist. Hat man den Kirchhof umschritten, so steht man vor der Stirnseite der Kirche mit den anschließenden Abteigebäuden. Aus der Front der Kirche wächst der einfache vierstöckige Turm mit seinem eingeknickten Helm, während aus der Flucht des Klosters nur ein chorartiger Erker am Nordende hervortritt; der Erker trägt die Jahreszahl 1562 und weist einige Wappen auf, sonst gewahrt man nirgendwo ein Merkmal besonderer Kunst. Auch das Innere der Kirche läßt zunächst kalt; das Ganze macht einen wenig gepflegten Eindruck, vor allem aber fehlt der alte Barockaltar aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts; am 24. Juni 1906 zerstörte ein Brand den Hochaltar mit dem wertvollen Gemälde, welches eine Kreuzabnahme in der Art des Rubens darstellt. Und seit dieser Zeit mangelt dem Bilde des Kircheninneren sein fesselnder Mittelpunkt. Aber freilich jede alte Kirche hat, auch wenn der Staub des Alltags ihre Wände deckt, einen stillen Zauber; sprechen doch aus ihren Räumen die frommen Erinnerungen früherer Zeiten, denen gegenüber kein Menschenherz unempfänglich ist.

Wir sehen uns näher in der alten Abteikirche um; das rechte Seitenschiff ist doppelt so breit wie das linke und überdies um ein Joch länger, daher kommt in das Innere etwas Ungleichmäßigkeit. An den grauen Wänden hängen verblichene Gemälde;

mit Mühe entnehmen wir der genaueren Betrachtung des hintersten, daß es den Bethlehemitischen Kindermord darstellt, gut gewollt, aber schwach in Linie und Farbe. Beim Durchwandern der Kirche zähle ich nicht weniger als 13 Gemälde — alle aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Der Kunsthistoriker Clemen rühmt das Bild zur Linken des Hochaltares, eine Nachahmung des Rubens — allein der verhängnisvolle Brand vom Jahre 1906 hat es bis zur Unkenntlichkeit entstellt, ebenso das gegenüberhängende. Im hohen Chore betrachte ich mir die Gestühle: kunstlos, nur an den Außenseiten mit Ansätzen einer Ornamentik. Links vorn steht ein Dreisitzer, offenbar der Stuhl des Prälaten: ich sehe die hohe Gestalt des weißen Mönches mit Mitra und Stab, wie er unter großer Assistenz würdevoll die Altarstufen hinanschreitet, „den heiligen Berg". „Es waren schöne glänzende Zeiten", sagt Novalis. Zur Rechten steht auch noch ein Evangelienstuhl, ganz im Geschmacke des Barock, aber sehr reich und zierlich durchgearbeitet.

Ich schlendere weiter durch das stille Gotteshaus; mitunter huscht ein Sonnenstrahl über die grauen Wände und läßt hier und da eines der dunklen Bilder aufleuchten. Der linke Seitenaltar ist auch noch alt, aber ungemein geschmacklos, wie für eine Dorfkirche. Auch die Beichtstühle sind in diesem eintönigen Stile, mit gedrehten Säulen und aufgesetzten Heiligenfiguren. Nur an einem der vier

Pfeiler, die Haupt- und Seitenschiff trennen, scheint mir ein altes Holzbildwerk, darstellend die Gottesmutter mit dem Kinde, von einigem Werte. Ich lasse mir auch die alten Kapellen zeigen, die in einem Schranke oben auf der Empore sich befinden; eine blaue und eine weiße, die reich mit Blumen bestickt ist, fallen mir besonders auf. Unten in dem Zimmer neben dem Eingange gewahrt man noch einen Teil der stuckverzierten Decke, weche die Empfangsstube der Abtei schmückte. Sonst ist fast alles im Laufe der Jahre verbaut, abgerissen und umgeändert.

Der Küster führt mich nunmehr in den Kreuzgang; es ist ein gar heimeliges Plätzchen, dieser Innenhof des alten Klosters, ein letzter Hauch von Klosterfrieden liegt auf ihm, und dieser Eindruck verstärkt sich noch, da ich eben eine blasse Schwester an den Blumen hantieren sehe. Der Kreuzgang ist neu instand gesetzt; die Außenwände sind geschmückt mit Gemälden, die wiederum meist dem 17. und 18. Jahrhundert entstammen, und deren ich im ganzen 14 zähle. Auch sie verraten mehr hohes Wollen wie Können; einzig und allein eine Krönung Mariä in der Art des Rubens zeigt reiferes Verständnis für die Kunst des Pinsels. Darum sind andere nicht reizlos; welch eine merkwürdige Phantasie verrät das übergroße Bild mit der grotesken Landschaft, in welche die verschiedenartigsten Szenen aus der Heiligen Schrift hineingemalt sind! An der

Innenseite des Kreuzganges hängen die Totentafeln der alten Mönche.

Das Schönste am Kreuzgange, und baulich auch wohl am ganzen Kloster, ist jedoch die der Kirche zugewandte Seite; reizende Säulchen: ein Doppelpaar, dann je eine Säule zur Rechten und zur Linken, gliedern die Wand in stilvollster Weise. Die schlanken Säulchen sind von anmutigen Kapitälen gekrönt, die in dem östlichsten noch alt scheinen. Eine Bogenöffnung in dieser Wand führt auf den verwilderten Binnenhof, den früher Bäume beschatteten, und in dessen Mitte einst vielleicht ein Springbrunnen seine Leuchtgarben in die Luft sandte. Die Türe führte früher jedoch, wie an dem Maueransatz noch zu erkennen ist, in eine Kapelle, die nunmehr verschwunden ist.

Ich setze mich auf einen alten Konsolstein und lasse die Gedanken rückwärts schweifen: Hier in diesen Hallen ergingen sich einst die Söhne des hl. Norbert. Eine große Zeit hat das Kloster kaum erlebt, soweit die dürftigen Annalen darüber Kunde geben; die 1139 bestätigte Propstei wurde im 12. Jahrhundert eine Abtei und entwickelte sich dann langsam zu einer Ordenssiedelung von mittlerem Umfange. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie des öfteren von feindlichen Scharen heimgesucht. Für die Katholiken blieb sie dann bis zur Napoleonischen Zeit ein Mittelpunkt des religiösen Lebens. Mit besonderer Wehmut haftet der Blick des

Betrachters auf dem Bilde des letzten Abtes von Hamborn; es liegt eine gewisse Tragik darin, sehen zu müssen, wie Menschen aus einem Kreise herausgerissen werden, den sie lieb hatten, und den sie nach bestem Wissen und Gewissen ausfüllten.

Karl August von Beyer war ein Vierziger, als er im Jahre 1798 sein heiliges Amt antrat; er fand kleine Verhältnisse vor; nur wenige Patres teilten sich in das officium divinum. Im Jahre 1804 waren es insgesamt nur mehr fünf Ordensbrüder, ein Zeichen, daß die Sonne des Ordens im Erlöschen war. Die Düsseldorfer Akten erzählen uns von den einzelnen Persönlichkeiten; da war Senior der 1782 aufgenommene Zwillingsbruder des Abtes, Viktor von Beyer, der Subsenior von Pütz (aufgenommen 1789), ferner Josef von Büllingen (aufgenommen 1797) und Karl von Locquenghien (aufgenommen 1797). Von ihnen waren 1804 die letzteren erst 24 bzw. 26 Jahre alt. Der Abstammung nach waren die Beyers und Locquenghien aus Holland, die übrigen waren Deutsche; aus dem Hochadel stammte weder damals noch später einer der Klosterinsassen; es waren „Krautkötter". Infolgedessen besaß die Abtei auch wenig Kostbarkeiten; man ist erstaunt, was in dem Verzeichnis des letzten Abtes alles an „Gut" aufgeführt wird; da sind erwähnt sechs silberne Leuchter, ein silbernes Weihrauchfaß, drei Kelche und eine Monstranz. Keine kostbaren Kreuze und Bischofsstäbe, kein Reliquiar, kein Schmuck! Freilich,

dafür hatten die Prämonstratenser von Hamborn einen Vorzug: man vernahm nie von ihnen etwas Nachteiliges; gottesfürchtig und fromm verlebten sie ihre Tage. Ihr Tagewerk war leicht: von 6—9 Uhr hatten sie Chordienst, am Nachmittag versammelten sie sich dann noch einmal von 4—5 Uhr zum Preise Gottes. Sonst widmeten sie ihre Stunden frommer Betrachtung und wohl auch der Gartenpflege.

Eingedenk der großen Tradition des Ordens, der sich durch Roden besondere Verdienste erworben, ließ noch Abt von Beyer den Frankenbusch roden und legte fernerhin eine Baumschule an.

Verwunderlich erscheint dem unbefangenen Betrachter, daß die Mönche keine cura animarum ausübten, wie von Beyer eigens hervorhebt; diese lag vielmehr in den Händen des Pfarrers und des Kaplans. Auch Unterricht wurde nur von einem bestellten Lehrer erteilt. Dagegen rühmt der letzte Abt die Mildtätigkeit des Stiftes; am Mittwoch und Samstag, hebt er hervor, kämen die Armen scharenweise zur Klosterpforte gezogen, um dort ihren Liebesteil zu empfangen. Ich sehe die hochragende Gestalt des Prälaten vor mir, der mit segnender Hand an der dankbaren Menge vorübergeht, um eine Fahrt nach Saarn anzutreten. Bei festlichen Gelegenheiten folgt dem Kirchenfürsten sein Kammerdiener mit den roten und goldenen Tressen, dem bestickten Kragen und Aufschlägen, den roten Hosen

und der roten Weste. Seine Persönlichkeit gehörte in der Vorstellung des Volkes zu den unverlierbaren Ausstattungsstücken der Abtei, und mancher Bauernbub mag sich nichts Sehnlicheres gewünscht haben, als dieses Staatskleid des abteilichen Kammerdieners einmal tragen zu dürfen. Und wie mag die Achtung vor ihm erst gestiegen sein, wenn er seinen Kopf mit dem Hute bedeckte, auf dem ein goldener Knopf und eine Schleife prangte! Selige Zeiten, da man unverbildet an solch einem Anblicke Freude empfand, während unsere demokratische Art alles zu verflachen und zu vereinheitlichen sucht.

Neben dem Kammerdiener erscheinen in den Listen der Abtei nicht weniger als 18 Dienstboten; doch waren dieselben, wenn man näher zusieht, nicht etwa zur persönlichen Dienstleistung der Herren da, sondern darunter befanden sich Hirten, Schäfer, Gärtner usw. Die Abtei Hamborn erfreute sich nämlich eines ausgedehnten Grundbesitzes; nach den Feststellungen des Abtes von Beyer betrugen die Einkünfte aus unbeweglichen Gütern die Summe von 378 211 Talern, demgegenüber ein Barbestand der Kasse von 240 Talern da war.

Welchen Schmerz muß die Brust des letzten Abtes durchzuckt haben, als er an einem Apriltage des Jahres 1806 die Kunde erhielt, daß der Landesherr, Großherzog Murat, die Prämonstratenserabtei Hamborn aufhebe. Vielleicht stand er hier, wo ich sitze, mit dem verhängnisvollen Blatte in der Hand

und wandte den trauernden Blick auf den ehrwürdigen Kreuzgang und die altersgrauen Kirchenwände, alles noch einmal mit liebendem Blicke umfangend. Wer kann den Schmerz eines solchen Augenblickes erfassen! Man mag überzeugt sein, daß das Kloster sich überlebt hatte, daß die geringe Zahl der Ordensleute keinen Aufstieg mehr versprach, daß die Ausschließlichkeit des Adelstums nicht im Sinne der Kirche war, man mag die Mönche adelige Nichtstuer schimpfen, trotz allem ist die Tragik einer solchen Katastrophe nicht zu bestreiten. Was konnte jener Mann dafür, daß die Flamme der Begeisterung für die Ideale des hl. Norbert in ihm glühte, daß seine Stimme im kleinen Kreise verhallte, und daß ein Adelswappen über seiner Wiege war!

Von den Kapitularen der Abtei trat keiner in eine andere Klostergemeinde des Prämonstratenserordens über; sie zogen sich allesamt ins Privatleben zurück. Nur Pfarrer Windeck blieb in dem verlassenen Heiligtum zurück, hatte aber unter widrigen Verhältnissen schwer zu leiden. Napoleon schenkte nämlich im Jahre 1808 die großherzogliche Domäne Hamborn seiner Nichte Antoinette Murat, der Gemahlin des Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, und unter ihm kam nun ein Verwalter, der den bejahrten Priestergreis auf alle erdenkliche Weise quälte; u. a. mußte er sich sein Wasser sogar mit einem Eimer in die Wohnung hinaufziehen.

Aber mein Blick wendet sich noch einmal auf

den letzten Abt von Hamborn zurück; Karl August von Beyer starb nicht in der Zurückgezogenheit, sondern gelangte zu der Würde eines Weihbischofs von Köln. Er überlebte sämtliche Kapitulare von Hamborn; denn nach dem Tode Josephs von Büllingen (9. Januar 1840 zu Rheinberg) war er der einzige noch lebende Mönch von Hamborn. Er starb erst am 24. April 1842 und ließ ein gesegnetes Andenken zurück. Wie oft mag auch noch im Alter seine Erinnerung in die schöne Zeit des Hamborner Klosterfriedens zurückgeschweift sein!

Ich erhebe mich; denn die Herbstsonne neigt sich dem Niedergange zu; allein ich komme noch nicht fort: vielmehr klopfe ich beim greisen Pfarrer Dr. Lackmann an. Er weiß schon, was ich will: ich möchte noch einen Blick auf die alten Gemälde werfen, welche in seinen Räumen hängen; es sind die Bilder mehrerer Äbte, insgesamt sechs, darunter auch von Beyer, und dreier Jubilarpriester; als letzter erscheint der Pfarrer selbst in dem violetten Kleide des Prälaten. Der ehrwürdige Greis nimmt sich die Mühe, mich auch in den ersten Stock zu geleiten; dort gewahre ich noch eine Reihe alter Schweinslederbände — Reste der einstigen Klosterbibliothek. Sie war nie groß; ein Verzeichnis im Düsseldorfer Archive führt die Titel von 320 Bänden auf.

Im Hinabschreiten erinnere ich mich, daß dies die alten Abteigebäude sind, durch welche einst die

weißen Mönche gingen; ich freue mich, daß der geistliche Bau nicht profaniert worden ist. Nichts Widerwärtigeres, als wenn aus Kirchen und Klöstern Warenhäuser und Stapellager gemacht werden. Wie tief ist das christliche Empfinden gesunken, daß es solch einen Anblick wie den der entweihten Augustinerkirche in München gutwillig erträgt! Kein Volk erwarb sich noch Ruhm durch Profanierung seiner Kultstätten.

Die frühe Herbstnacht bricht herein; heller leuchten die Feuer der nahen Zeche — ich aber wandle am stillen Totenhof vorüber, wo unter anderen Blüchers Leibjäger ruht, und segne im stillen das Walten der weißen Ordensleute; mag ihr Wirken auf Erden wenig beachtet worden sein, am Weltgerichtstage gelten nicht die Kontorbücher der Welt, sondern die Wechsel auf die Staatsbank des Himmels.

# Karl Arnold Kortum,
## der Dichter der „Jobsiade“.

# I.

Das rheinisch-westfälische Industrierevier ist leider jeder Erinnerung an einen großen Dichter bar. Kein Schiller, kein Uhland ist aus ihm hervorgegangen, kein Goethe hat es auf seinen Fahrten durchkreuzt und besungen — kaum daß sich einmal eine gelegentliche Spur vorübergehenden Aufenthalts irgendeiner Dichterpersönlichkeit findet, wie z. B. der Dichterin Luise Hensel — bis dann in neuester Zeit auch die Industrie vom Zauberstab der Poesie berührt wurde: die Lersch, die Wieprecht und wie sie alle heißen, haben diesen Mangel einigermaßen wettgemacht. Es teilt das rheinisch-westfälische Industriegebiet dieses Schicksal einigermaßen mit ganz Westfalen, indem ein Mann wie Immermann sich höchlichst verwunderte, daß es trotz seiner ausgesprochenen Eigenart keinen großen Dichter hervorgebracht habe, und bei dem auch wirklich eine Betrachtung seiner älteren Literatur — vor Annette — „in die Gesindestube des Schrifttums" führt.

So stoßen wir denn auch in den Städten des Ruhrkohlengebietes nur in Bochum auf den Namen eines heimischen Poeten: das ist Karl Arnold Kortum, der Verfasser der „Jobsiade". Der merkwürdige Dichter ist trotz der Bochumer Reminiscenzen kein Bochumer Kind; er stammte vielmehr aus Mülheim an der Ruhr. Dort wurde er am 5. Juli 1745 als

Sohn eines Apothekers geboren. Das Geburtshaus des Dichters ist nicht mehr erhalten, auch keine Zeichnung hält sein Bild mehr fest. Da der Vater Kortums schon früh starb, lastete die Sorge um die Erziehung des Knaben bald ausschließlich auf der Mutter. Diese, eine geborene Bochumerin, entledigte sich ihrer Aufgabe mit großem Geschicke; freilich erwuchs ihr in der Unbegabtheit des Knaben ein gefährlicher Widerstand, und es klingt fast wie ein Echo dieser Zeit aus der „Jobsiade" wieder, wenn es dort heißt:

Und die Bücher waren ihm zuwider,
Er warf sie oft auf die Erde nieder,
Und bei dem Lumpen A. B. C. D,
Tat ihm immer der Kopf weh.

Endlich half ein witziger Lehrer über die Anfangsschwierigkeiten hinweg, indem er dem Knaben für jeden neuerlernten Buchstaben denselben Buchstaben, in Kuchenteig gebacken, verehrte. Später ging es dann besser, und es geschah, wie es häufig zu geschehen pflegt: Karl Arnold Kortum wurde nicht nur ein guter Schüler, sondern auf dem Gymnasium zu Dortmund, das er nach Abschluß seiner Mülheimer Schulzeit bezog, galt er sogar als Musterschüler. Es wird uns namentlich von zwei Lehrern berichtet, welche den Knaben beeinflußten: Pilger als Theologe und Rektor Hofmann als Freund der schönen Wissenschaften. Keiner von ihnen hatte Erfolg: Kortum wurde weder Theologe noch wurde er Dichter im reinen Sinne des Wortes. Zweifellos

verfelte er nicht wenig, allein seine Versuche müssen, nach der Kritik seines Lehrers zu urteilen, schon damals jenen satirischen Beigeschmack gezeigt haben, der auch für seine späteren Poesien bezeichnend ist.

Auch als Student hielt sich Kortum wacker; als Protestant bezog er die reformierte Universität zu Duisburg, welche der Große Kurfürst für seine Gebiete am Niederrhein gegründet hatte. Kortum gehörte der medizinischen Fakultät an und wurde als Mediziner Schüler von Leidenfrost und Scherer. Nach dreijährigem Studium erwarb er sich den Doktortitel und konnte sich nun nach einer ärztlichen Praxis umsehen. Er vervollkommnete seine Kenntnisse aber zuerst noch durch ein Ergänzungsstudium in Berlin und ließ sich sodann in Duisburg nieder. Allein die Heirat mit einer Bochumerin sowie der Umstand, daß auch seine Mutter in Bochum ihre Vaterstadt verehrte, veranlaßten ihn bald, nach Bochum zu übersiedeln. Dort lebte er vom Jahre 1776 bis zu seinem am 15. August 1824 erfolgten Tode, unermüdlich tätig, sowohl als Arzt wie als Dichter. In der kleinen Landstadt mit ihren winkeligen Straßen und Gäßchen wurde Kortum bald eine bekannte Persönlichkeit, und die Stadt hat sein Andenken auch pietätvoll gepflegt bis auf den heutigen Tag. Nicht nur eine Kortumstraße und ein Kaffee Kortum halten die Erinnerung an ihn wach, sondern auch persönliche Beziehungen leben noch

fort; so trägt das Haus Nr. 23 in der oberen Marktstraße, heute ein modisches Geschäftshaus, eine Marmortafel mit der Inschrift: In diesem Hause lebte, dichtete und starb der Königl. Hofrath und doct. medicinae Carl Arnold Kortum, geboren den 5. Juli 1745, gestorben den 15. August 1824; und weiter findet sich auf dem alten Friedhof an der Wittener Straße, unter rauschenden Bäumen, das sehenswerte Grabmal des Dichters: eine schlangenumwundene Urne auf einem würfelähnlichen Unterbau aus Sandstein. „Hier ruht die irdische Hülle des Dr. medic. und Hofrath C. A. Kortum, geb. den 5. Juli 1745, gest. den 15. August 1824," heißt es u. a. darauf; dann sind noch allerlei Embleme und Sprüche auf dem Grabstein, wie es eine gefühlsreichere Zeit verlangte. Auf der hinteren Seite steht: Um ihn trauern seine Gattin, seine Tochter, seine sieben Enkel und zehn Urenkel. Neuerdings hat endlich auch das Bochumer Museum sich die Aufgabe gestellt, Erinnerungen von dem Jobsiadendichter zu sammeln; bisher hat man einen kleinen Raum dem Andenken des Dichters geweiht. Da findet man ein Bildnis des Dichters, Handschriften und Bücher von ihm, namentlich aber eine Reihe von Ausgaben der Jobsiade.

Man sieht daraus auch, wie sehr sich Kortum als Bochumer Bürger fühlte. Er hat nicht nur eine sorgsame Zusammenstellung aller Bochum betreffenden Notizen vorgenommen, sondern er hat

sogar eine Karte von Bochum gezeichnet, die natürlich mit den Notizen zusammen eine sehr wertvolle Fundgrube für die Geschichte Bochums ist. Auch aus anderen Quellen wissen wir, daß Kortum ein Mann war, der mit seinen Mitbürgern gerne verkehrte und mit ihnen auf gutem Fuße stand. Noch steht das schieferbekleidete alte Wirtshaus von Flügel, wo er nach der Überlieferung gerne seinen Schoppen nahm, und wo er manchmal die Gesellschaft mit seinen witzigen Einfällen unterhielt. Erhalten sind auch noch die Statuten, die er für eine Gesellschaft entwarf. Freilich fielen auch Schatten auf seinen Lebensweg; drei Kinder starben frühe, auch sein hoffnungsvoller erwachsener Sohn sank vor ihm ins Grab. Auch die wissenschaftlichen Neuerungen in der Medizin mögen seine innere Ruhe gestört haben; denn gegenüber den reißenden Fortschritten in der Heilkunde mußte er mit seinem Wissen und Können immer mehr zurückbleiben, und darüber konnte auch der 1816 verliehene Titel eines „königlichen Hofrates" nicht hinwegtäuschen.

## II.

Immerhin war Karl Arnold Kortum eine geistig ungemein rührige Natur; er schrieb nicht nur über seine Heimatstadt Bochum, er fand auch Zeit, sich über „Entzifferungskunst deutscher Zifferschriften" zu verbreiten, weiterhin über Bienenzucht, über „Kaffee und seine Stellvertreter", desgleichen über

„Tee und seine Stellvertreter", er verfaßte eine „Zeit- und Literaturgeschichte der Arzneikunst", und schließlich trat er noch als Dichter hervor. Merkwürdig genug hat dem Arzt und Gelehrten die Poesie die Palme ewigen Ruhmes zuerkannt.

„Die magische Laterne", „Adams Hochzeitsfeier", „Elisabeth Schlunz" und andere ähnliche komische Gedichte sind zwar untergegangen und kaum mehr dem Spezialforscher bekannt, nur ein Erzeugnis seiner Mühe hat sich bis heute erhalten: die Jobsiade. Ihr erster Teil erschien im Jahre 1784 und trug den schwulstigen Titel: „Leben, Meynungen und Thaten Von Hieronimus Jobs, dem Candidaten, Und wie Er sich weiland viel Ruhm erwarb, Auch endlich als Nachtwächter in Sulzburg starb."

Vorne, hinten und in der Mitten
Gezieret mit schönen Holzschnitten.
Eine Historia lustig und fein
In neumodischen Knittelverselein.

Dieser erste Teil des komischen Heldengedichtes erzählt die Schicksale des Hieronymus Jobs, des Sohnes des ersten ehrwürdigen Ratsherrn von Schildburg, von seiner Geburt an. Besonders bekannt aus dieser Lebensgeschichte ist das Examen unseres Hieronymus, und namentlich die Verse:

Über diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst: hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem

sind zu geradezu sprichwörtlicher Berühmtheit gekommen. Von höchst komischem Reiz ist auch seine

erste Predigt, während seine Erlebnisse als Sekretär, Schulmeister zu Ohnewitz und als Schauspieler mehr und mehr abfallen. Desgleichen ist der Ausklang der Jobsiade: „Hieronymus als Nachtwächter" schal. Im ganzen genommen ist die Dichtung aber ein Erzeugnis der Muse, welches von mehr als einer Seite betrachtet werden muß.

Die Jobsiade gehört zunächst der Gattung der komischen Dichtung an, und zwar der niederen Art. Sie enthält weder Kulturbilder im Sinne von Zacharia's „Renommisten", noch erhebt sie sich zu der klassischen Kunst Wilhelm Buschs, und auf diesen Ton ist auch die Bebilderung des Buches gestimmt: es sind zum Teil wohl Beigaben von der Hand des Dichters, zum Teil sind es Abdrücke von rohen Spielkarten. Der ganze Charakter der Jobsiade gemahnt am ehesten an eine Bierzeitung, und man wundert sich nur, wie ein ernsthafter Mann durch Tausende von Versen hindurch diesen Schnickschnack fortsetzen konnte. Und in diesem Stile dichtete Kortum später noch einen zweiten Teil, in dem er den Hironymus Jobs von den Toten auferstehen und Pfarrer von Ohnewitz werden läßt; ja schließlich hing er noch einen dritten Teil an, der in der Zeit der Französischen Revolution spielt und unseren Helden zum Schlusse als Herrn von Schönhain zeigt. Die beiden letzten Teile sind insofern verfehlt, als sie gar keinen komischen Vorwurf haben; denn weder hier noch dort ist es möglich, in dem

Entwicklungsgang des Helden etwas zu finden, was komisch wirken könnte, es müßte denn der Liebeshandel zwischen dem jungen Baron und Jobsens Schwester Esther sein.

Als nun die Gelehrten in neuerer Zeit über die Jobsiade kamen, wie z. B. Dickerhoff in seiner „Entstehung der Jobsiade", wurde die arme Dichtung sogar hoffähig in der Literatur. Hier wird nämlich ernsthaft versichert, daß die Jobsiade nur ein bedeutsames Glied in der Kette der sogenannten Kandidatenliteratur sei, und daß Nicolais „Sebaldus Nothanker" und des spanischen Jesuiten Josef Franz Islas Roman „Fray Gerundio" als die Paten des Kortumschen Musenkindes zu betrachten seien.

Besonders lebhaft wendet sich dieser Forscher gegen die Behauptung, Kortum habe in der Jobsiade eine Verspottung Alt-Bochumer Verhältnisse beabsichtigt, und wirft z. B. Franck und Genossen vor, sie bewegten sich in einem Zirkelschluß. Allein wie sehr auch die Beweisführung als solche gefallen mag, überzeugen wird sie kaum; keine Dichtung wächst, gewissermaßen abstrakt, ohne, wie eine Pflanze, aus dem Erdreiche der Wirklichkeit Nahrung gesogen zu haben, und wenn es sich auch nur um eine Jobsiade handelt. Auch ohne schriftliche Beweise glauben wir doch, daß manche Bochumer Persönlichkeit in der Dichtung persifliert ist, und dahin deuten auch manche Angaben Bochumer Lokalforscher.

Im Grunde ist Kortums Werk eine Verspottung der Theologie; nicht nur daß Hieronymus Jobs als Theologiä Studiosus eingeführt wird, auch sonst zeigt die Charakteristik der geistlichen Personen, wie z. B. bei dem Examen, einen starken Zug ins Satirische. Ob das Zufall ist oder in irgend einem Ereignisse aus Kortums Leben begründet — etwa dem Bestreben, ihn in seiner Jugend der Wissenschaft der Gottesgelehrtheit zuzuführen — steht dahin. Die Charakteristik der Personen im ersten Teile der Dichtung ist durchaus einheitlich und folgerichtig; Hieronymus ist ein Tausendsasa und Tunichtgut; sein Vater, der Senator, der strenge böse Vater, der aus Verdruß über seinen Sohn stirbt; die Mutter, die Gute, die dem Sohne immer beihält; Amalie, die Geliebte, eine Sirene voller Buhlkünste. Die Erfindung der Fabel ist ziemlich harmlos, in Prosa würde man ein solches Schicksal eine gescheiterte Existenz nennen. Mit besonderer Vorliebe verweilt Kortum bei lüsternen Episoden; er begeht da den Irrtum, gemein und volkstümlich zu verwechseln.

Ein besonderes Kapitel bildet der Vers und die Strophenform der Jobsiade. Man hat dieser Strophe die Ehre angetan, sie als echt deutsch zu feiern. Demgegenüber weist Dickerhoff nach, daß diese vierversige Strophe mit ihren beiden klingenden und ihren beiden stumpfen Reimen sich von Hans Sachs bis auf Kortum erhalten hat, daß sie Kortum mithin kaum zu erfinden brauchte.

Dieser Knittelvers nun, dessen Kortum sich bediente, ist jedenfalls mit die Hauptstütze der Komik in der Jobsiade. Die Art und Weise, wie hier Verse geschmiedet und Reime zustandegebracht werden, ist hoch ergötzlich; es reizt immer wieder zum Lachen, wenn er auf Vater Senator reimt, auf volens Elends oder gar auf Küster Polyhister (Polyhistor). Einer solch harmlosen Versifexerei kann man nichts übelnehmen, und wenn man da lacht, hat der Dichter gewonnen.

Wie sehr die Jobsiade zu gewinnen wußte, erkennt man daraus, daß sie auch in fremde Sprachen übersetzt wurde, und daß einer unserer wenigen humoristischen Maler, der Düsseldorfer Hasenclever, aus der Dichtung sich Anregung holte zu mehreren großen Bildern: Jobs kehrt von der Universität zurück, Jobs im Examen, Jobs als Schulmeister, Jobs als Nachtwächter.

So ist Karl Arnold Kortum zu einem Ruhme gelangt, um welchen ihn mancher hochtrabende Dichter beneiden könnte. Die Jobsiade ist in der Tat so etwas wie eine Volksdichtung, und das Industriegebiet darf sich rühmen, Deutschland diesen eigenartigen Poeten geschenkt zu haben.

# Zwei Dichter über die Industrie.

Es war an einem Spätsommertage des Jahres 1910, da stiegen auf der halsbrecherischen Leiter der neuen St.-Georgs-Kirche in Gelsenkirchen zwei Männer in die Höhe, um die Glocken zu schauen; der eine von ihnen war der Pfarrherr, ein noch jugendlich aussehender Mann, der andere war ein feiner Herr anfangs der Dreißiger. Als sie oben angelangt waren, mußten sie erst eine Weile verschnaufen, dann betrachteten sie das schöne Geläute und tauschten darüber allerhand Bemerkungen aus.

Durch die Schalluken drang indessen ein kühles Lüftchen und erinnerte sie daran, daß sie sich hoch über den Wohnungen der Menschen befanden; endlich trat der Pfarrherr an das vordere Fenster, beugte sich etwas, um zwischen den Luken hindurchblicken zu können, und zog dann seinen Begleiter neben sich. Eine wundersame Fernsicht tat sich vor ihnen auf: geradeaus fiel der Blick auf Schalke mit seinen grenadiermäßig aufmarschierten Schornsteinen und den beiden Kirchen, von denen die katholische mit ihren beiden Türmen am deutlichsten hervortrat, rechts davon dehnten sich die weiten Hertener Waldungen aus und brachten zu dem Blaugrau und Weiß, welche in dem linken Teile des Bildes vorherrschten, eine kräftige Gegenwirkung durch das Grün und Fernblau des Waldes. Noch weiter rechts schwangen aufs neue gelbliche und bläuliche Rauchfahnen im Winde, über dem Ganzen schwamm ein

warmer goldener Luftstrom, der vergessen ließ, daß man ein Industriebild vor sich hatte.

„Nun, Herr Professor," sagte der Pfarrherr von St. Georg, „können Sie angesichts eines solchen Bildes wirklich noch sagen: „Wie ich dich hasse, meine Heimat du?" Der Angeredete lächelte nur ein wenig in sich, gleichsam wie in einer stolzen Genugtuung, daß sein Gedicht ein so weitreichendes Echo gefunden, und meinte dann allerdings, auch dieses Bild habe seine Reize.

Der Eingeweihte hat den Namen des Dichters längst erraten: es ist Philipp Witkop, der heute als Professor der Ästhetik und Literaturgeschichte in Freiburg lebende Gelehrte.

Das angezogene Gedicht aber, welches zur Zeit seines Erscheinens — es steht in dem 1901 bei Henckell zu Berlin verlegten Gedichtbande: Ein Liebeslied und andere Gedichte — ein nicht geringes Aufsehen erregte, lautet wie folgt:

### Meine Heimat.

Aus tausend Schloten steigt ein dicker Rauch.
Der wälzt sich langsam durch die Lüfte her,
Dann sinkt er nieder dicht und schwarz und schwer
Und brütet dumpf auf Haus und Baum und Strauch.
Es lauert rings ein großes, schwarzes Sterben,
Und alle Blätter sind so welk und grau,
Als funkelte hier nie ein Tropfen Tau.
Kein Frühling will die Straßen bunter färben.

O, wüßtet ihr, wie ich in meinen Träumen
Oft weinend rief nach einem Stückchen Wald,
Nach ein paar frischen, wipfelstolzen Bäumen,
Durch die der Sturm sein helles Singen hallt,

Wie mir die Blume, die am Straßenrande
Nur schwarzbestaubt und mühsam aufgeblüht,
War wie ein Gruß aus einem Märchenlande,
Wie sie mit Glück und Sonne mich durchsprüht. —

Ihr wißt es nicht, ihr könnt es nimmer wissen,
Und nimmer fühlen könnt ihr all das Leid,
Das mir die ganze Jugend hat zerrissen,
Das mich durchbebt so lange lange Zeit — —
Nur Rauch, nur Qualm, der sich voll träger Ruh
Aus tausend Schloten wälzt in schwarzer Masse —
Wie ich dich hasse, meine Heimat du!
Wie ich seit Kindertagen schon dich hasse!

Der dröhnende Schluß hat sicherlich eine packende Wirkung. Nur schade, daß der Dichter gar nicht im eigentlichen Sinne von der Industrie als seiner Heimat sprechen konnte: denn er ist zu Kleinenberg in Westfalen geboren. Aber sicherlich hat das Gedicht Stimmungsgefühle ausgesprochen, welche mehr als einen Industriefeind beseelten. Wer hätte nicht in rauchiger Zechengegend vor dem letzten Felde, den letzten Bäumen, Überresten eines alten Haines, den letzten Blumen gestanden und seine Vereinsamung bedauert; man darf jedoch darüber nicht vergessen, daß nichts in der Welt ohne Reiz ist, und so auch die Industriegegend. Und so hatte Professor Dr. Kummer in Gelsenkirchen, ein Freund Witkops, recht, wenn er in seinen großzügigen Ausführungen über die „Poesie im Industriezeitalter", gehalten auf dem 28. Westfälischen Philologentage, die Industrie in Schutz nahm. Er wies nicht nur auf fähige Industriedichter hin, sondern stimmte auch selbst seine Leier, um Witkops Rede mit poetischer Gegenrede

zu erwidern. Und so sang er den „Heimatgruß", den er als „Märchen" bezeichnete.

Im Emschergrund, am Waldesrande
Ein blondes Mägdlein einsam lag;
Es blickte in die stillen Lande
Und sann und träumte Tag für Tag.

Es plaudert mit des Baches Wellen
Und lauscht dem knorr'gen Eichenbaum,
Dem einz'gen trauten Spielgesellen
In seinem sel'gen Kindertraum.

Gar manches wußt' er zu berichten
Aus längst entschwund'ner, ferner Zeit;
Viel Wundermären und Geschichten
Aus tiefer Waldeseinsamkeit.

Von Elfen, die in lauen Nächten
Zum Tanz sich reih'n im Mondenschein,
Von Riesen, die mit Zaubermächten
Einst schlenderten den großen Stein.

Von Schätzen, die in dunklen Tiefen,
Verzaubert in den Felsenschacht,
Jahrtausende schon einsam schliefen,
Von bärt'gen Männlein treu bewacht.

Auch von der Menschen Tun und Schaffen,
Von Römerlist und blut'gem Krieg,
Von Kaiser Karl, von Frankenwaffen,
Von Sachsenlandes Ruhm und Sieg.

Wie einstmals milde Friedensboten
Gekommen von dem Strand der Ruhr,
Und dort, wo Baldurs Feuer lohten,
Das Kreuz gepflanzt in Feld und Flur.

Wie auf dem Anger bei der Linde,
Dort wo das Bächlein murmelnd rauscht,
Der Botschaft von dem Himmelskinde
Die Heidenleute fromm gelauscht.

Wie Wodan schied und bald das Neue
Durch alle Gaue siegreich drang,
Und hell das Lied der Sachsentreue,
Das Lied vom Heliand erklang.

Wie Essens Fürstäbtissin schaute
Nach Norden, nach dem Heideland;
Ihr Dienstmann eine Burg sich baute,
Der Ritter, an des Schwarzbachs Rand.

Und wie die stillen Hofessassen
Stets nur gekannt den eignen Hauch
Und, treu im Lieben und im Hassen,
Nicht wichen von der Väter Brauch. — —

So träumte, von der Welt geschieden,
Das Mägdlein mit dem blonden Haar,
Im Innern einsam, doch zufrieden,
Wohl hundert und wohl tausend Jahr.

Da kam ein Tag voll Lenzeswonne,
Ein trautlich milder Maientag;
Die Heide blüht im Kuß der Sonne,
Ein Ahnen geht durch Flur und Hag.

Welch seltsam Raunen in den Zweigen!
Geheimnisvoller Flüsterlaut —
Dann wieder feierliches Schweigen —
Die Maid im Traum verwundert schaut. —

War's, um geheimen Schmerz zu lindern?
Sie summt ein Lied so sehnsuchtsbang —:
Das Lied, das von den Königskindern
Großmutter einst am Spinnrad sang. —

Da ist's, als klopft' an ihre Kammer
Ein Mann mit rußigem Gesicht,
In nerv'ger Faust den Eisenhammer,
Und seine Stimme also spricht:

„Fremd komm' ich her in diese Gründe
Dein Auge sah das meine nie:
Ich bin — daß ich dir's offen künde —
Ich bin der Fürst der Industrie.

Zum Herrscher ward auch ich geboren,
Ein Prinz bin ich, den andern gleich;
Dich hab' zur Fürstin ich erkoren
In meinem lang gesuchten Reich!

Dein Brautschatz, deine Krondemanten,
Sie ruhen in der Erde Schoß;
Und folgst du mir, dem Unbekannten,
So wirst du mächtig einst und groß."

War's Wahrheit, was er sprach, — war's Lüge?
Sein Wort bezaubert ihr Gemüt;
Zwar dünken rauh ihr seine Züge,
Doch königlich sein Auge glüht.

Und wie die Maid dem fremden Recken,
Die Hand zum Bunde dargereicht,
Da wird's lebendig in den Hecken;
Der Wiesengrund, der Wald entweicht.

Da pocht's, da poltert's in den Tiefen,
Da ändert sich der Zeiten Lauf,
Und drunten, wo die Zwerge schliefen,
Erschallt ein fröhliches „Glückauf".

Wo Kühe grasten auf der Weide,
Wo friedlich standen Baum und Strauch,
Wo Bienen summten durch die Heide:
Da spieen Schlote schweren Rauch. — —

Zwar deiner Kindheit sel'ge Träume,
Sie sind dahin auf immerdar;
Der Sommer liebt nicht Blütenbäume,
Auch Früchte bringen muß das Jahr. —

Hörst du das Lied, das in der Frühe
Und abends, wenn die Sonne schied,
Von Arbeit singt, von Schweiß und Mühe? —
Es ist der Menschheit hohes Lied. —

Drum schenke deiner Zukunft Glauben.
Vertrau dem Geist der neuen Zeit!
Laß dir den schönsten Schmuck nicht rauben,
— Dein schwarzes Kleid — dein Ehrenkleid! — —

Ihr alle, die ihr hier geboren
Und hier einst fandet Euer Glück, —
Habt Ihr das Jugendland verloren,
O kehret heut' zu ihm zurück!

Bereitet nie der Mutter Schande,
Die Euch gewiegt auf ihrem Knie!
Getreu dem großen Vaterlande,
Vergeßt auch Eure Heimat nie! —

Fangt auf des Nörglers Zungenhiebe
Und ruft voll Sachsenstolz ihr zu:
„Wie ich von Kindesbeinen an dich liebe,
Wie ich dich liebe, meine Heimat du!" —

Die letzten Verse des poesievollen Verfassers lassen es unzweifelhaft erscheinen, daß er mit seinem Gedichte eine Antwort auf Witkops Industrielied geben wollte. Und er hat das ebenso schön wie geschickt getan. Witkop selbst aber hat späterhin oft genug Gelegenheit genommen, die grellen Farben seines Heimatliedes abzuschwächen; die Industrie schafft eben eine Welt für sich — und diese Welt hat ebenso charakteristische wie anmutende Seiten. Natur und Kultur ergänzen sich in ihr zu einem neuen Weltbilde.

So empfand schließlich auch der Industriefeind Witkop, als er auf dem Turm der St.-Georgs-Kirche stand und die bezeichnendsten Linien auf sich wirken ließ.

# Romantische Bilder im Industriegebiet.

Es ist keine Spiegelfechterei, sondern reine Wirklichkeit: im Industriegebiete an der Ruhr befinden sich eine ganze Reihe von Bildern aus den Kreisen der romantischen Maler des 19. Jahrhunderts. Im eigentlichen Sinne führt bekanntlich nur die von Cornelius und Overbeck geführte Schar der „Nazarener" den Namen „romantische Schule". Allein ihre Strahlen leuchten noch weit in das 19. Jahrhundert hinein, und noch heute läßt sich ihre Nachwirkung verspüren.

Von Cornelius finden sich zwei Bilder im Refektorium des Elisabeth-Krankenhauses zu Essen, das ehemals unten im Gewirre der Altstadt lag und nun in luftiger Höhe weit draußen an der Stadtgrenze liegt. Durch die zuvorkommende Freundlichkeit der Schwestern durfte ich die beiden kostbaren Stücke besichtigen, die wohl als einzige des großen Düsseldorfers ihren Weg hierher gefunden haben. Über die Entstehung der Bilder unterrichtet die Bescheinigung des Künstlers, die mir in Photographie vorlag. Sie lautet: „Ich bescheinige hiermit, vor zwey Öhlgemälde, die H. 14 Nothelfer vorstellent, von seiner Hochwürden dem Herrn Canonicus Mitweg, richtig empfangen zu haben 32 französische Kronen, 62 Rht. 24 St. P. Cornelius. Düsseldorf am 28ten Juni 1804.

Auch für den Verschlag sind richtig bezahlt 4 Reichsthaler 8 Stüber an Schreinermeister Hartton. P. Cornelius."

Danach hat Cornelius als Einundzwanzigjähriger die Bilder geschaffen; aus dem Besitze des Bestellers und ehemaligen Eigentümers sind sie dann durch Schenkung in den Besitz des Klosters gelangt.

Die beiden Bilder (1,20 m hoch und 1,70 m breit) sind als Jugendwerke naturgemäß nur von ideellem Werte; die Meisterschaft des Schöpfers der apokalyptischen Reiter und des letzten Gerichtes wird man in ihnen nicht suchen wollen. Schon die Komposition der Bilder ist überaus kunstlos. Die vierzehn Nothelfer sind lediglich nebeneinander gestellt; den Hintergrund bildet auf beiden Bildern eine Mauer — auf dem einen als Tempelwand erkennbar —, welche indessen nicht durchgeht, sondern auf der einen Hälfte einen Blick in eine Landschaft freiläßt, über dem der Himmel sich öffnet und ein Paar Engel in himmlischem Glanze sehen läßt. Es folgen der Reihe nach Achatius, Barbara, Cyriacus, Katharina, Pantaleon (sitzend), Erasmus und Blasius (mit Stab und Kreuz), auf dem anderen Christophorus mit dem Jesuskinde, Vitus, Eustachius, Margareta, Georg (zu Pferd, den Drachen durchbohrend), Dionys und Ägidius (mit dem Stab). Rein malerisch bietet keines der Bilder einen besonderen Reiz; sie sind in einem dunkelgrünlichen Tone gehalten und lassen die Figuren kaum merklich hervortreten — kaum daß man deshalb in ihnen schon die Morgenröte einer größeren Zukunft erkennen möchte. Immerhin verdient es wohl Erwähnung,

daß Cornelius bereits in der Frühzeit eine ausgesprochene Vorliebe für kirchliche Vorwürfe zeigt.

Das Elisabeth-Krankenhaus zu Essen bewahrt dann noch die Photographie eines Bildnisses von Cornelius auf; das Bild stammt von Bendemann und ist offenbar nach einer Bleistiftzeichnung angefertigt, die den Künstler im Profile darstellt. Darunter stehen die Worte:

Die Natur ist die Frau, der Genius der Mann, wenn beyde sich in Liebe vereinen, erzeugen sie unsterbliche Kinder, schön und herrlich wie sie selber.

Dr. P. v. Cornelius.

Düsseldorf den 7ten August 1862.

Von den anderen Romantikern jener Zeit ist mir kein Erzeugnis ihrer Kunst zu Gesicht gekommen; sie alle: die Overbeck, die Veit und Schnorr zog es nach dem Süden, und soweit sie zurückkehrten, blieben sie lieber in dem kunst- und farbenfreudigen Oberdeutschland. Auch von anderen Freunden der „Nazarener", wie etwa Führich, ist nichts in die Industriegegend verschlagen worden; nur von Edward von Steinle hat uns ein glücklicher Zufall eine Probe seiner Kunst hierher geführt.

Von Edward von Steinle besitzt die Essener Gemäldesammlung die Bleistiftstudie zum Kopfe der Madonna des Altars in St. Leonhard (Frankfurt). Das handgroße Bild zeigt jene charakteristische Neigung des Kopfes, wie er fast allen Steinleschen

Madonnen eigen ist. Das Auge ist nicht voll aufgeschlagen, sondern leicht gesenkt; schade, daß nicht auch die herrliche Gestalt an den Kopf sich anfügt, welche in ihrer prächtigen Fülle und in ihrem Farbenglanz geradezu aus dem Rahmen zu treten scheint und das Votivbild zu einer der herrlichsten Offenbarungen religiöser Kunst macht.

Daß wir Moritz von Schwind in diesem Zusammenhange aufführen dürfen, beweist sein hl. Nikolaus, den ebenfalls die Essener Gemäldesammlung aufbewahrt. Es ist eine Zeichnung (0,66 : 0,50 m) des heiligen Nikolaus, die als Vorlage für ein Kirchenbild in Reichenhall diente. Der Heilige ist als Bischof mit Mitra und Stab dargestellt; auf dem Meßbuche, welches er in der Linken hält, liegen drei Äpfel, von rechts naht ein Knabe mit bittend erhobenen Händen; so wußte der Künstler in sinniger Weise Legende und Geschichte zu verschmelzen. Großzügiger wirkt die Allegorie des Reichtums (1,80—1,00 m). In dem Halbrund eines Bogens liegt die prangende Gestalt der den Reichtum versinnbildenden Frau; in der einen Hand hält sie ein Füllhorn, während sie mit der anderen in eine Schale langt, die ein knieender bärtiger Zwerg darreicht. Hinter der üppigen Gestalt des Reichtums erhebt sich ein Knabe, der eine Muschel mit allerhand Schätzen, wie Perlen und Edelsteinen, trägt. Die ganze Komposition verblüfft durch die geschickte Ausnutzung des Raumes und durch die Sicherheit

der Linienführung. Weiterhin bewahrt die Essener Galerie unter ihren Schätzen von Schwind noch eine wundervolle Sepiazeichnung, darstellend die arabischen Gesandten vor Karl dem Großen, sowie ein treffliches Bildchen der Sängerin Hetzenecker, ein Aquarell. Das letztere hält die Künstlerin, welche etwas kokett aus dem Bilde nach dem Beschauer blickt, fest als Heldin der Auberschen Oper „Des Teufels Anteil".

Durch Wilhelm von Schadow als ihren Lehrer, sowie durch persönliche Beziehungen hängen endlich auch die Düsseldorfer Maler mit der Romantik zusammen: Deger, Ittenbach und die beiden Müller. Wenn man von ihrer Italienbegeisterung liest, von ihrem frommen Sinn, von ihrem gemeinschaftlichen Arbeiten in der Apollinariskirche bei Remagen, so wirkt das wie eine Neuaufnahme romantischer Bestrebungen. Freilich, wir sehen bei ihnen nicht den Beginn der Entwicklung, sondern einen Ausschnitt aus der folgenden Bewegung.

Von den Werken dieser Düsseldorfer Meister besitzt das rheinisch-westfälische Industriegebiet wenig genug; das Mülheimer Museum birgt von Ernst Deger eine Aktstudie und ein Ölbildchen, von Ittenbach und den beiden Müller dagegen nichts. Dafür besitzt die Propsteikirche in Bochum eine gar prächtige Madonna von Ittenbach (von Pfarrer Cramer für 3000 Mk. angekauft), welche die Eigenheiten des großen Madonnenmalers trefflich erkennen läßt.

Das Bild stammt aus dem Jahre 1874 und ist eng verwandt mit dem 1872 für Dresden gemalten Bilde der Himmelskönigin. Das in warmen golddurchwirkten Tönen gehaltene Gemälde zeigt die Gottesmutter sitzend, mit der Krone auf dem Haupte, wodurch sie als Königin gekennzeichnet werden soll; ein dunkelblaues Gewand umfließt ihre Glieder. Das Jesuskind aber steht auf ihrem Knie, von den Mutterarmen zärtlich gehalten, und segnet den Beschauer mit Hand und Auge. Das helle Rosarot seines Kleidchens bildet einen wirksamen Gegensatz zu den tiefen Tönen, welche die übrigen Teile des Bildes beherrschen. Über den heiligen Gestalten liegt eine unbeschreibliche Zartheit und Anmut, und so ist dieses Bild mit seinem lyrischen Aufklang eine wahre Heimstätte der Andacht.

Auch die Hauptpfarrkirche von Gladbeck, die Lambertikirche, ist im Besitze von Bildern aus der Düsseldorfer Schule. Carl Clasen gehört allerdings nicht zu den bekannteren Meistern, aber trotzdem verraten seine „Kreuzigung", die den Hauptschmuck des Hochaltares bildet, und die beiden Gestalten der Gottesmutter und des hl. Antonius ein achtenswertes Können. Die Bilder stammen aus dem Jahre 1852 und sind von Pfarrer Engbers angeschafft worden. Die „Kreuzigung" ist eine Komposition aus den drei traditionellen Gestalten des Heilandes, Mariens und des hl. Johannes. Der

Kruzifixus ist von edelster Auffassung, gnadenvoll neigt er sein Haupt Maria zu, während der Lieblingsjünger mit hingebendem Blicke zu ihm aufschaut. Das Licht, welches nur gedämpft den Mittelgrund erfüllt, geht von dem Körper des Gekreuzigten aus und bringt so in das Altarbild eine beherrschende Linie, welche auch für den Fernstehenden unmittelbar kenntlich ist. Befriedigend ist auch der hl. Antonius, der aus einer romantischen Landschaft auf den Beschauer zuschreitet. Sein frommes, von einem Barte umrahmtes Gesicht blickt leicht nach oben. Charakteristisch ist dem Bilde der braune Ton. Etwas süßlich wirkt die Gottesmutter, die jedoch übermalt ist. Die beiden letzteren Bilder waren einst auf den Seitenaltären der alten Pfarrkirche und hängen jetzt in Rahmen an zwei Pfeilern rechts und links vom Hauptaltare.

Auf den Spuren der älteren Düsseldorfer Schule kirchlicher Richtung wandelt eine Schar neuerer Kirchenmaler, unter denen sich Männer wie Franz Müller und Lautenbach befinden. Auch sie sind im Industriegebiete mit Proben ihrer Kunst vertreten, so der erstere mit einer Kommunion des hl. Aloysius in der Propsteikirche zu Bochum (1911), der letztere mit einem Kreuzweg in der Franziskanerkirche zu Recklinghausen; Krahforst aus Aachen malte in der Georgskirche zu Gelsenkirchen ein Abendmahl und das Paschamahl der Juden, außerdem

ein wenig ansprechendes Bild von Gott Vater als Schmuck der Apsiskappe.

Die bedeutendsten Neuromantiker hat aber unstreitig die Münchener Schule hervorgebracht. Hier hängt mit den Überlieferungen der alten Nazarener noch durch seinen Lehrer Schraudolph zusammen Gebhard Fugel, der genialste der Münchener Maler und wohl auch einer der bedeutendsten Charakterköpfe unter den Künstlern unserer Tage. Von ihm besitzt das Industriegebiet leider kein Originalwerk, jedoch viele Nachbildungen. Fugels berühmtem Kreuzwege kommt am nächsten der Feldmannsche Bilderzyklus in der Dortmunder Propsteikirche. Dieser Kreuzweg ist ebenso original in der Erfindung wie kraftvoll in der Ausführung. Künstlerisch vollendet ist auch das Herz-Jesu-Bild in der Michaeliskirche zu Bottrop von dem Münchener Maler Fritz Kunz. Den naiven Beschauer fesselt unter den Anbetern der feldgraue Dreizehner, der das Gemälde zu einem Zeitdokumente macht; in derselben Kirche begegnet uns ein gutes Stück von Beckert, ebenfalls einem Münchener; das Bild stellt den hl. Joseph dar.

Und so pflanzt sich denn der Zauberruf der Romantik bis auf unsere Tage fort, und die Parole, welche einst von geistvollen Männern ausgegeben ward, bleibt unvergessen. Möge er auch künftig im Gebiete der Schlote und des Maschinenlärmes nicht verhallen!

# De Ritter Joest von Strünkede.

Motto: „Ruten, rooen, dat is gheyn Schande,
Dat doynt die beſten von dem Lande."

Et was emol ne ſchlimme Tit
Im Veſte Riackelhuſen,
De Lüde klagen breet un wit,
Dat dulle Joeſt ſo huſen.

De dulle Joeſt von Strünkede
Harr nie ne Schlacht verluoren,
De Sabel de em blinkede
De heng bis op de Spuoren.

De gett iar wat de wietten dohn
Met ſine weiſte Knappen,
Kan Menſch kon de Landſtrot gohn,
Den he nich wacker ſchnappen.

He trock ſogar bis an de Stadt
Met Morden, Brennen, Rouven.
He maſſacreeren alles wat
Nich was van ſinem Glouven.

De Buerslüh vertrat he't Korn,
He harr ſe all in Schrecken:
Un nüms kon em ock widerſtohn,
Recht — kon ſin'n Sabel ſprecken.

En Menſchenliaven goll em nich
So vüöl, as us de Flaigen,
Un Gnade Gott dem armen Wicht
Den ſine Rüens jaigen. —

De Riackelhüſer Büäger wär'n
All lang ſin Wiaſen maide,
De rüſten ſick, den willen Här'n
Te ſtür'n in ſine Freude.

En ganzen Tropp trock ut in't Brauck
Den Ritter te bekriegen,
Mä dulle Joeſt was iar te klauck,
Noch eenmol ſoll he ſiegen.

Ut ſine Burg trock he heran
Un ſchlaug de Riackelhüſer,
Se leipen wat em lopen konn
Bis an de ſtädt'ſche Hüſer.

Doch endlich dacht iar dat nich recht,
Se drei'n sick an de Porte,
Wier üm un stönnen ock nicht schlecht
Un höllen rein de Stroote.

Un Alt un Junk, wat fechten konn,
Dat kam nu sunder Wilen
In Schaaren noch de Port heran
Met Schüppen, Aexen, Bilen.

Un Joest wuor bang, as dat geschoh,
Un rie no Strünk'de trügge,
Un sine Küh de leipen noh,
Dat Büägerheer im Rügge.

Un eenen wackern Büägersmann,
Deß Nam eck nich kann nennen,
De geng dann met de Aex vuöran —
Joest soll no leeren kennen!

Wo nu de Mastbohn steht, do woll
Joest sine Küh wier stellen,
Mä ussen Büärgersmann de soll
Em hier den Kopp zerschellen.

Den met de Aex schlaug he derhen,
As Joest sin Stritroß wandte,
Un spol'd de Kopp em op de Tänn,
Un — Friede was im Lande.

Den so gefall'nen Burghär'n trock
De Knappenschaar no Huse,
Un satt ne glicks den andern Dag
In sien düstre Kluse.

Mä tau te Mitternachtes Stund'
Dann kömmt tau aller Schrecken
De Ritter van de Geesterrund'
Un spökt in alle Ecken.

Noch siet ne olle Lidenie:
„O Här, van Düwelschaaren,
Un dulle Joest von Strünkede
Woll gnädig us bewahren!"

(Aus Gisbert Freiherrn Vinke's Sammlung.)

# Das Rathaus zu Dortmund.

Die alten städtischen Gemeinwesen in Norddeutschland haben aus der Zeit ihrer großen Vergangenheit, welche meist mit der Blüte der Hansa zusammenfiel, vielfach noch herrliche Rathäuser in die Gegenwart hinübergerettet; sie beweisen uns trefflich, wieviel Selbstbewußtsein in dem Bürgertum lebte, und auch weiter, was an Kunstsinn in den Städten sich barg. Die Rathäuser in Bremen, Münster, Paderborn sind Kleinodien deutscher Baukunst.

In dem Gebiete unseres Industriebezirkes gab es leider nur eine größere Stadt, welche reichsunmittelbar war — wodurch ihre Bedeutung äußerlich zumeist hervortrat —, und das war Dortmund; und so hat auch nur diese Stadt ein altes Rathaus, welches der Beachtung wert ist. Freilich ist auch der heutige Rathausbau in Dortmund nur eine Nachbildung jenes Gebäudes, in welchem die wackeren Reichsstädter dereinst tagten. Eigentlich schade! Denn über dem Alten liegt nun einmal eine Patina, welche durch keine Wiederherstellung ersetzt und wettgemacht werden kann. Aber schließlich bietet auch das übrige Dortmund der Neuzeit einen so wenig harmonischen Eindruck, daß man sich auch hier damit abfindet.

Um 1850 mag Dortmund noch dem Ideale einer romantischen Stadt einigermaßen entsprochen haben; da sieht man auf alten Bildern noch die Petrikirche mit ihrer einfachen Turmhaube, das Stationsgebäude und das Gericht mit

ihren seltsam streng stilisierten Formen und ringsum noch viel Grün — breitästig vorm Tor die Vehm-Linde — und in diesen Rahmen fügte sich auch höchst passend das alte Rathaus mit seinem Trabanten, dem niedlichen „Brothaus". Für unsere Vorstellungen war dieser Mittelpunkt städtischen Lebens recht unansehnlich. Zwei Bogen von runder Form, darüber ein paar spitzbogige Blenden, vier mäßig große Fenster im ersten Geschosse und ebensoviele im zweiten, immer drei gotische Spitzbogen von einem kunstvoll, fast maurisch anmutenden Rahmen umzogen, endlich ebensolche Fenster im Hochgiebel, über denen ein Standbild Karls des Großen angebracht ist, vom zweiten Geschosse an in einen gestaffelten Giebel eingesetzt, das ist der Anblick des heutigen Dortmunder Rathauses. Daneben steht zierlich und fein, wie ein Kind neben der Mutter, das Brothaus mit köstlichem gotischen Fensterwerk und einem Treppengiebel, der durch ein auf die Bestimmung des Hauses Bezug nehmendes Relief ausgezeichnet ist.

So stellen sich die beiden Häuser seit dem Jahre 1899 dar; auf Anregung des Stadtbaurates Kullrich wurde damals diese pietätvolle Wiederherstellung ins Werk gesetzt und damit die beabsichtigte Vernichtung der schönen Kunststätten — hoffentlich für immer — verhindert.

Wir treten durch das Brothaus ein und werden im Obergeschosse durch einen holzgetäfelten Raum

in die romantischste Stimmung versetzt. Im Rathaussaale steigert sich unser Staunen zu schweigender Bewunderung. Eine mächtige, halbdunkle Halle, in welcher das offene Dachgebälk das Gefühl des niederdrückenden geschlossenen Raumes fast von uns wegnimmt und uns das Erhebende des ragenden Kircheninneren vortäuscht. Das Hauptlicht kommt von den drei größeren Fenstern in den beiden Giebelseiten, während die kleinen Fensteröffnungen auf den Längsseiten nur wenig Beleuchtung spenden. Die Hauptfenster sind mit Wappen geschmückt, darüber sind die Bilder neuerer Ratsherren in malerischer Tracht, in der Mitte der frühere Oberbürgermeister Schmieding. An der einen Seite erblickt man einen bunten Kachelofen, an der anderen Seite stehen zwei Kamine; an den Wänden hängen Kriegstrophäen in Gestalt von Fahnen und Wimpeln, in der einen Ecke steht gar noch eine Rüstung; weiter hängen da kostbare Gobelins, unter denen in stilvoller Schrift einzelne Daten aufgezeichnet sind, welche auf die Wandteppiche Bezug haben oder von der Geschichte des Dortmunder Rathauses erzählen.

Ich setze mich nach Art besinnlicher Wanderer auf einen der alten Lehnsessel und lasse im Geiste den Fittich der Geschichte mich umrauschen. Da erzählt der eine Gobelin von den herrlichen Tuchen, die einst im Rathause verkauft wurden. In der Tat befand sich einst im unteren Geschosse des

Gebäudes die Tuchhalle; und ebenda waren die Wandkästen der Magna Gilda, während im Keller die Weinfässer derselben Gilde lagen. Das muß ein gar lustiges und anregendes Leben gewesen sein, wenn da die Kaufleute, die weit in fremden Landen herumgekommen waren, ihre Waren anpriesen und verkauften. Der wußte von London zu erzählen, jener von Ypern und Brügge, ein anderer von den baltischen Provinzen. Und die Dortmunder Bürgersfrauen hörten gar aufmerksam zu, wenn von der neuesten Mode in Gent und Brüssel die Rede war. Kein Wunder, wenn man in der deutschen Reichsstadt auch etwas von der Pracht der Bauten flandrischer Städte haben wollte, und daß man deshalb bei dem Bau der Fassade sich an die Yperner Tuchhalle anlehnte. Freilich, es ist nur ein schwacher Nachhall jener gigantischen Akkorde, welche durch jenes Kunstwerk klangen. Der Rathausgiebel selbst wurde, so meldet uns eine Inschrift an der inneren Seitenwand, im Jahre 1349 von Meister Wilhelm „mächtig aufgeführt"; zuerst geschieht des domus Consulum anno 1241 Erwähnung.

Auch Rechtsbelehrung konnte man sich in alter Zeit hier holen; denn Ratsherren und Schöffen waren dieselben Personen. Da mag denn manch bittendes Weib hier vorgesprochen haben, manch reicher Kaufmann gegen den räuberischen Edelmann Klage geführt haben, ja sogar mancher Vertreter einer fremden Stadt taucht hier auf, wenn

anders es richtig ist, daß im Jahre 1241 der Erstgeborene von Kleve der gleichnamigen Stadt empfiehlt, sich in Dortmund Rats zu holen.

Und dann verändert sich das Bild; rauschende Festklänge tönen über den freien Platz, erfüllen die engen Straßen der Stadt, Glocken wirren über die altertümlichen Dächer, und das Rathaus steht wie eine festlich gezierte Braut unter den bescheidenen Stadtjüngferchen der Häuser und Gaden: ein Kaiser zieht ein. Lange Zeit war es her, seit ein deutscher Kaiser in Dortmunds Mauern zum letzten Male Wohnung genommen hatte, und nun kam im November des Jahres 1377 sichere Kunde, daß Karl IV., römischer Kaiser und deutscher König, auf seiner Reise von Norddeutschland nach dem Süden die allzeit getreue Reichsstadt Dortmund berühren werde. Das gab dann ein gewaltiges Leben; denn solch hohen Besuches wußten sich wirklich die ältesten Leute nicht zu erinnern.

In Unna erwarteten den Kaiser 200 Dortmunder Reiter, dann fanden sich der alte Bürgermeister Klepping und das neue Stadtoberhaupt Johann Wickede zum Empfange ein. Weiterhin erschienen die Klosterfrauen von St. Katharina und die Mönche des Franziskaner- und Dominikanerkonventes, dahinter schritten die Kleriker und Schüler, das Haupt des heiligen Reinoldus tragend, dem der fromme Kaiser schuldige Ehrfurcht erwies. Am Eingange der Stadt mehrte sich die Menge;

Männer und Frauen säumten den Weg, um die Majestät zu bestaunen.

Der Aufzug selbst aber war auch in der Tat prächtig. Der Kaiser hoch zu Roß, wurde von dem alten und dem neuen Bürgermeister in die Stadt geleitet, über das geheiligte Haupt des Monarchen spannte ein Baldachin seine blauschimmernde Decke; vor dem Kaiser ritt des Reiches Marschall mit entblößtem Schwerte. Der glänzende Zug bewegte sich durch die festlich geputzte Menge zur Reinoldikirche, wo der Kaiser eine Weile betete.

Am anderen Tage kam der Kaiser auch gewiß hier in das Rathaus, und ich sinniere, wie da Ehrfurcht und Liebe sich vereinten, um dem Reichsoberhaupte einen würdigen Empfang zu bereiten. Feierlich bestätigte er die alten Freiheiten der Stadt, und dieses mit goldener Bulle versehene Aktenstück bildete von nun an einen besonders wertvollen Schatz des städtischen Urkundenbestandes. Und Freude und Glanz lag auf allen Gesichtern — o ja, Novalis hat recht, wenn er meint: es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte; ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reiches.

Und wenn du dann sehen willst, wie König und Bürger außeramtlich miteinander verkehrten, dann gehe ein paar Schritte weiter; quer über dem

Marktplatze gewahrst du dort ein einfaches, wenn auch gefälliges Fachwerkhaus, das die Inschrift trägt: „Restauration zum alten Kaisersaal. Erbaut 1365." Der mittelgroße Saal mit den schmucklosen Deckenbalken war einst sogar ausgemalt; das beweisen noch Reste von Fresken religiösen Inhaltes, die man pietätvoll unter Glas gefangen hat. — Die Bewirtung des Kaisers vollzog sich sonst unter einfachen Formen; es gab das damals schon berühmte Dortmunder Bier und Brot — jedenfalls auch noch etwas dabei.

Und dann kam ein Nachspiel, in welchem das Dortmunder Rathaus noch einmal im Sprühregen eines lieblichen Festes stand. Das war am 16. Januar 1378, als die Kaiserin Elisabeth, Karls IV. Gemahlin, Dortmund besuchte. Auch ihr wurde ein festlicher Empfang bereitet; in vergoldetem Wagen sitzend, so berichtet der Chronist, fuhr sie in die Stadt ein, ihr Haupt schmückte eine goldene Krone. Die Stadtoberen begrüßten sie feierlich, und durch die von geputzten Menschen wimmelnden Straßen ging es zu ihrer Wohnung bei Johann Wickede. Am nächsten Tage aber veranstaltete die alte Reichsstadt in diesem Saale, wo ich sitze, ein herrliches Fest.

Die Fürstin, mit einer kleineren Krone geschmückt als am Vortage, wurde geehrt, wie es der Ersten im Reiche ziemte. In dem stimmungsvollen Rathaussaale glänzte es von kostbaren

Teppichen und Zierraten, Guirlanden schlangen sich unter der getäfelten Decke von Wand zu Wand, und auf der Festtafel schimmerte es von edlem Gerät — vor allem aber funkelte in den Römern perlender Wein, und auf den Schalen lagen Backwerk und duftende Früchte. Mit welcher Aufmerksamkeit und Andacht ruhten aller Augen auf der hohen Frau. Aber erst, als die Tische abgetragen wurden, stieg die Lust aufs höchste; denn nun kam die Krone des Festes: der Tanz. Noch erzählt einer der Zierteppiche von jenem Tanz der „Jungherren und Jungfrauen", den diese offenbar zur besonderen Ehrung des hohen Gastes aufführten. Sittsam, etwas steif sitzt die Kaiserin auf dem improvisierten Throne — vielleicht sitze ich jetzt auf demselben — und vor ihr drehen sich drei Paare in lieblichem Reigen. Wie anmutig reicht die eine Jungfrau mit ihrem Schleier um den Kopfputz dem etwas schüchternen Partner zur Rechten die Hand! Die Tänzerin zur Linken blitzt schon bedeutend sieghafter ihren Herrn an, während das dritte Paar zu den Gleichgültigen zu gehören scheint. Hinten aber stehen die Musiker, der Flötist, der Dudelsackbläser und der Cellist. Ich hätte wohl dabei sein mögen! Lange noch haben die guten Dortmunder und vielleicht noch mehr die wackeren Dortmunderinnen von jenem großen Tage gesprochen — am Ende hat sich sogar ein Geschenk in einer alten Familie erhalten, welches damals

von Ihro Majestät ausgeteilt ward —, denn noch heute ist in Dortmund die Erinnerung an Karl IV. und seine edle Gemahlin nicht ganz erloschen.

Und dann türmten sich Wetter auf, daß aller Glanz erlosch und nur die fahlen zuckenden Blitze von draußen ein dürftiges Licht spendeten: das war die Zeit der großen Dortmunder Fehde. Mit angstvollen und verstörten Mienen tagten da die Ratsherren, und immerfort kamen Boten mit neuen Hiobsbotschaften heran. Allein die Angst wich dem Mute der Verzweiflung, und nun verwandelte sich der Rat in einen Generalstab, und kriegerisches Leben erfüllte diese Räume. Dortmund erlag nicht wie Erfurt, aber sein Stern sank; blaß und blässer werden die Bilder — die Reformation schafft neue Farben, aber mit der Herrlichkeit der alten Reichsstadt geht es unaufhaltsam bergab. Im Jahre 1802 trägt man die letzte Erinnerung an eine glorreiche Vergangenheit endgültig zu Grabe. Erst nassau-oranisch, dann französisch, wurde Dortmund dann preußisch.

Im Rathause aber wurde es nachmals den Ratsherren zu eng, und so wurde der Saal, ähnlich wie in Münster, Konzertraum und Festhalle. Und jeder von den Lebenden weiß sich wohl irgendeiner glanzvollen Veranstaltung im Rathaussaale zu erinnern. Wenn dann die prächtigen Kronleuchter magisches Licht verbreiten und die Gobelins leuchten, wenn auf der Empore mit ihren spaßhaften

Musikszenen und Köpfen die Instrumente leise erklingen, dann überkommt jeden gefühlvollen Gast ein süßer Schauer ob der großen Vergangenheit, welche an dieser Stätte zu ihm spricht.

Langsam schreite ich den Aufgang hinab. Sollte man unten im Ratskeller noch ....? Ja, wenn er mit solchen Erinnerungen verflochten wäre, wie der Bremer; allein die Industrie ist uns noch jenen Sänger schuldig, der erzählt von solch romantischer Vergangenheit.



87-B12019

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01754 4889